

Leon de Winter: Die Urwunde der niederländischen Seele

DIE WELTWOCHEN

Nummer 10 – 9. März 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

15 Seiten
Auto-Spezial
Die Chefs der grossen
Marken im Gespräch

SOZIALWAHNSINN

Gratisferien
für arbeitslose
Ausländer

FREYSINGER

Ode an den
abgestraften
Rockstar der SVP

Der erste Schweizer

Bruder Klaus und die Politik
der Bescheidenheit

WIRTSCHAFTSMACHT
Wie gefährlich ist
Trump für
die Schweiz?

INTELLEKTUELLE
Mit Adolf Muschg
in der Zürcher
«Kronenhalle»







PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Chronograph Ref. 5170R

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Dalmatien, Istrien, Montenegro

mit MV Thurgau Dalmatia ☀️☀️☀️+



Es het solangs het
Rabatt*
Fr. 400.-

*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

NEU Opatija–Zadar–Insel Hvar–Dubrovnik–Tivat

11 Tage ab Fr. 1990.- (Rabatt von Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck hinten, ohne Flug)

- Alle Ausflüge inbegriffen
- Imposante Bucht von Kotor
- Keine Nachtfahrten

1. Tag Zürich–Ljubljana–Opatija Individuelle Anreise zum Flughafen. Flug nach Ljubljana. Bustransfer nach Opatija. In Postojna individuelles Mittagessen und Besichtigung der Karststeinhöhle. Einschiffung, Abendessen. (A) **2. Tag Opatija–Insel Rab** «Leinen los!» Freizeit in Rab. Rundgang durch die Altstadt. Individuelles Abendessen. (F, M) **3. Tag Insel Rab–Zadar** Busausflug zum Zrmanja Canyon. Flussfahrt durch den Canyon nach Novigrad. Stadtrundgang durch Zadar und individuelles Abendessen (F, M) **4. Tag Zadar–Šibenik** Ausflug zum «Skradinski Buk». Besuch der Wasserfälle von Krka. Wanderung durch die Fjordwelt. Rundgang durch die Altstadt von Šibenik und Abendessen an Bord. (F, M, A) **5. Tag Šibenik–Split–Insel Hvar** Stadtrundgang Split mit Diokletianpalast. Freizeit und Weiterfahrt nach Stari Grad zur Insel Hvar. Abendessen an Bord. (F, M, A) **6. Tag Insel Hvar–Korčula** Rundgang durch die Altstadt von Hvar. Fahrt nach Korčula. Ind. Abendessen. (F, M) **7. Tag Korčula–Dubrovnik** Altstadttrundgang durch Dubrovnik. Kapitän-Dinner. (F, M, A) **8. Tag Dubrovnik–Tivat** Ausschiffung, Busfahrt nach Montenegro. In Tivat Mittagessen im Hotel. Freier Nachmittag. Abendessen im Hotel. (F, M, A) **9. Tag Tivat–Rijeka Crnojevića–Tivat** Busfahrt zum Fluss «Rijeka Crnojevića». Fotostopp und Bootsfahrt. Besuch in Njeguši. Rückfahrt und Abendessen. (F, M, A) **10. Tag Tivat–Bucht**

von Kotor–Tivat Ausflug zur Bucht von Kotor. Freizeit in Perast. Bootsfahrt in der Bucht und Stopp bei der Insel mit der Kirche «Our Lady of the Rocks». Rundgang durch die Altstadt von Kotor. Freizeit. Abendessen im Hotel. (F, M, A) **11. Tag Tivat** Der Tag steht zur eigenen Verfügung. (F, A) **12. Tag Tivat–Podgorica–Zürich** Transfer zum Flughafen Podgorica. Flug nach Zürich. Individuelle Heimreise. (F)

F=Frühstück M=Mittagessen A=Abendessen

Tivat–Opatija, 11 Tage

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge, 1 Tag weniger in Tivat.

MV Thurgau Dalmatia****–mit gutbürgerlicher Küche

Schiff mit Platz für 32 Gäste in persönlicher Atmosphäre. Die Kabinen verfügen über Dusche/WC, Föhn, TV und Klimaanlage. Die Hauptdeck-Kabinen (ca. 11 m²) haben kleine, nicht zu öffnende Fenster, aber extra Frischluftzufuhr. Kabinen auf Ober- und Promenadendeck (ca. 10 m²) haben Fenster zum Öffnen. Die Mahlzeiten werden im Salon serviert. Sonnendeck mit Liegestühlen. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im Aussenbereich erlaubt).

MV Thurgau Dalmatia****



Sonnendeck



Alle Ausflüge im Preis inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Tajna Mora/Fam. Marunčić

Abreisdaten 2017 Es het solangs het Rabatt

Opatija–Tivat, 12 Tage

05.07. **400** 02.08. **400** 30.08. **400**
19.07. **400** 16.08. **400**

Tivat–Opatija, 11 Tage

25.06. **400** 23.07. **400** 20.08. **400**
09.07. **400** 06.08. **400**

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	11 T	12 T
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2390	2480
2-Bettkabine Hauptdeck	2590	2680
Einzelkabine Hauptdeck	3090	3180
2-Bettkabine Oberdeck hinten	2790	2880
2-Bettkabine Oberdeck	2990	3080
2-Bettkabine Promenadendeck	3190	3280
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	990	1030
Zuschlag zur Alleinbenutzung Oberdeck	1090	1130
Flug inkl. Taxen und Gebühren	490	490
Jahresversicherung Allianz Einzel	109	109
Jahresversicherung Allianz Familie	189	189

Kreuzfahrt inkl. Mahlzeiten gemäss Programm, alle Ausflüge. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Weitere Reise mit MV Thurgau Dalmatia****

Einmalige Insel- und Küstenwelt Dalmatiens

Dubrovnik–Insel Korčula–Metković–Šibenik–Zadar

8 Tage ab Fr. 1390.- (Rabatt Fr. 300.- abgezogen, Hauptdeck hinten, alle Ausflüge, ohne Flug)

Abreisdaten 2017 Es het solangs het Rabatt

03.05.* **300** 31.05.* **200** 20.09.* **200**
17.05.* **200** 06.09.* **200** 04.10. **200**

* nur noch wenige Kabinen verfügbar

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Frau Anica
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Am Mittwoch wird in den Niederlanden gewählt. Mit Argusaugen verfolgt Europa den Urnengang. Wird die Partei des rechtskonservativen Geert Wilders die stärkste Kraft im Land? Ist das allseits als lebensfroh geschätzte Volk zum



Haben die Niederländer zu Rassisten mutiert? De Winter.

Rassismus übergewechselt? «Nein, die Niederländer sind nicht plötzlich fremdenfeindlich geworden», schreibt der niederländische Bestseller-Autor Leon de Winter in einem exklusiv für die *Weltwoche* verfassten Essay. «Sie wollen nur ihren Sozialstaat am Leben erhalten. Einwanderungsland und Sozialstaat sind Modelle, die sich gegenseitig ausschliessen.» Die politischen Eliten hätten sich mit dieser Unvereinbarkeit abgefunden. Grosse Teile des Volkes hingegen nicht. **Seite 16**

«Wissen Sie, woran Bruder Klaus gestorben ist? An einer Kissenschlacht.» An diesen Witz aus der Schulzeit erinnerte sich unser Autor Peter Keller, als er sich zur Würdigung Niklaus von Flües in die Quellen vertiefte. Die kleine Anekdote funktioniert nur, wenn man weiss, dass der Obwaldner Eremit sein Haupt zum Schlafen auf einen Stein bettete. Die Pointe mag geschmacklos sein, doch die Primarschüler von damals wussten immerhin genug, um sie zu verstehen. Heute gilt es, den sperrigen Einsiedler, der zur ersten Integrationsfigur aller Schweizer wurde, wiederzuentdecken. **Seite 20–25**

Als der damalige Zürcher Justizdirektor Martin Graf (GP) und Oberjugendanwalt Marcel Riesen (SVP) im Herbst 2013 den durch eine SRF-Reportage bekannt gewordenen Zögling «Carlos»

verhaften liessen, kritisierte *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur diese Massnahme in einer Reihe von Berichten und Recherchen scharf. In einem legendären Interview aus dem Knast liess er den Burschen erstmals ungefiltert zu Wort kommen. Dass sich die *Weltwoche* auf die Seite eines Straftäters schlug, irritierte viele. Doch im Februar 2014 erklärte das Bundesgericht die Haft für gesetzeswidrig, Graf musste «Carlos» zähneknirschend frei lassen. Für seine Berichterstattung wurde Baur mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Letzte Woche stand «Carlos», nun als Erwachsener, wegen eines Gewaltdeliktens erneut vor Gericht. Unser Kollege muss sich nun der unangenehmen Frage stellen, ob er sich geirrt hat. Wie gefährlich ist «Carlos» wirklich? **Seite 32**

Das Zürcher Grossmünster war letzten Sonntag bis auf den letzten Platz gefüllt, als Adolf Muschg eine Predigt hielt. Der Wiedereintritt des Schriftstellers in die Kirche nach Jahrzehnten der Abwesenheit hat in der Öffentlichkeit für viel Aufsehen gesorgt. Kulturredaktor Rico Bandle hat den grossen Schweizer Intellektuellen in der Zürcher «Kronenhalle» getroffen und mit ihm bei Kaffee und Cognac über das Leben und den Tod gesprochen. Muschg, mittlerweile 82 Jahre alt, zeigte sich von einer überraschenden Seite. Nicht nur hat er sich in späten Jahren auf die Religion zurückbesonnen, sondern auch auf konservative Werte. Es sind neue Töne, die man vom überzeugten Befürworter eines EU-Beitritts und wortstarken Schweiz-Kritiker hört: Seinen einstigen Kontrahenten in politischen Fragen, Christoph Blocher, bezeichnet er heute als «eine Art Bruder». Zudem glaubt er, es sei ein moralisches Gebot, sich «von anderen Gruppen abzugrenzen und zu jedem Opfer bereit zu sein – auch zur Opferung des eigenen Lebens». **Seite 48**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgele, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

DER NEUE LEXUS LC

GESCHAFFEN FÜR EINE NEUE ÄRA

JETZT AUF DEM LEXUS STAND IN GENÈVE ERLEBEN

lexus.ch



Die genauen technischen Daten, Verbrauchsangaben und Ausstattungsvarianten waren zum Zeitpunkt des Druckes noch unbekannt. Stand Februar 2017. Probefahrt ab Sommer 2017 bei Ihrem Lexus Partner.

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

DER NEUE
LC 500

Ode an Freysinger

Der Walliser Wahlsieger vom letzten Mal liegt am Boden. Billige Häme in den Medien. Zeit für eine Würdigung. *Von Roger Köppel*

Keine Frage: Der Walliser Staatsrat Oskar Freysinger hat am letzten Wochenende eine schallende Ohrfeige kassiert. Nach glanzvoller Wahl mit Spitzenresultat in die Kantonsregierung vor vier Jahren hängt sein politisches Überleben jetzt an einem Seidenfaden. Ein zweiter Durchgang muss entscheiden.

Freysingers Strategie ging überhaupt nicht auf. Er wollte den karriereschlaunen CVP-Rivalen Christophe Darbellay mit einem Spreng-



Freysinger: Winkelried der Westschweiz.

kandidaten ausbremsen. Der Vorstoss tief ins Terrain des politischen Gegners wurde als unstatthafter Intimangriff gar nicht goutiert: Hinter Darbellay schlossen sich die Reihen zur Phalanx.

Nicht einmal ein kürzlich gebeichteter Seitensprung mit ausserehelichem Kind konnte Slalomfahrer Darbellay, der sich sonst gerne als Schutzpatron der traditionellen Kernfamilie inszeniert, gefährlich werden. Der sympathische CVP-Politschelm mit der doppelten Moral trumpfte in den Wahlen auf und distanzierte seinen rechten Erzfeind.

Natürlich hat Freysinger Fehler gemacht. Wie alle Politiker ist er selber für seinen Umfaller verantwortlich. Mitleid ist fehl am Platz. Trotzdem geht die Häme jetzt zu weit. Unrühmlichstes Beispiel ist der freisinnige Walliser Ex-Bundesrat und Darbellay-Förderer Pascal Couchepin, der vom Fauteuil seines Ruhesitzes aus den Geschlagenen hämisch als illoyalen Aufschneider ohne greifbare Erfolge diffamiert.

Wie mutig, einem Besiegten hinterher noch in die Weichteile zu treten. Und beinahe amüsant, dass ausgerechnet Couchepin, dieser Loyalitäts- und Kollegialitätsweltmeister von Bundesbern, dieser Miteinfädler der Blocher-Abwahl und gelegentliche Virtuose des politischen Tiefschlags, dass dieser ausgefuchste

Selbstdarsteller sich hier zum Sachverständigen in Fragen charakterlicher Integrität in der Politik aufschwingt.

So viel Selbstgefälligkeit ist fast schon wieder bewundernswert: Hat denn Couchepin in Bern so wahnsinnig viel bewegt? Ich schätzte ihn trotzdem als leidenschaftliche Politsaftwurzel, die sich, wie übrigens auch Freysinger und Frauenversteher Darbellay, vom Bundesordnergrau des Normalbetriebs wohltuend abhob.

Halten wir also dagegen: Die definitive Nichtwahl des Walliser SVP-Staatsrats im zweiten Durchgang vom 19. März wäre ein herber Verlust. Es wäre auch unverdient, denn der Abgestrafte hat unzweifelhaft Verdienste.

Es stimmt wohl: Freysinger mag noch keine riesigen Stricke in der Regierung zerrissen haben. Manche seiner Personalentscheidungen wirken wirr. Zudem hatte er nicht immer das glücklichste Händchen bei der Auswahl seiner Auftritte, vor allem an ausländischen Anti-Islam-Kongressen, die sich vom natürlichen Charisma des Schweizer bescheiden lassen wollten.

Vielleicht kam ihm hier sein auf Aussenwirkung angelegtes Rockstar-Temperament in die Quere, der pädagogische Furor des Ex-Lehrers, der irgendwie nicht widerstehen kann, wenn sich ihm eine grosse Bühne vor grossem Publikum bietet. Hat es ihm geschadet? Sollen darüber die Experten richten.

Ich habe grossen Respekt und, ja, auch Bewunderung für den unkonventionellen SVP-Politiker aus dem Südwesten. Ich lernte Freysinger vor rund zehn Jahren kennen. Damals war er gerade im Begriff, die Westschweizer Politszene aufzumischen.

Mit Gitarre, Poesie und langen Haaren trat er gegen den politischen Permafrost in seinem Heimatkanton an. Das Wallis war das abonnierte Korallenriff der CVP, eine von meterdicken Mauern umfriedete Zitadelle, in der seit Jahr-

hundertern die immergleichen Katholiken herrschten. Weder von links noch von rechts war diesen ewigen Honoratiorenbünden beizukommen. So jedenfalls schien es von aussen.

Freysinger brachte es dennoch irgendwie fertig. Sein frecher Einbruch in die parteipolitische Einfalt an der Rhone war wie Frischluftzufuhr in die seit Jahrhunderten geschlossenen



Darbellay: Politschelm, Frauenversteher.

Grabkammern einer ägyptischen Pyramide. Das brauchte Kraft, es brauchte aber auch Mut, die alten Pharaonengräber aufzuknacken.

Paradiesvogel Freysinger, ein überdies intelligenter, belesener und äusserst schlagfertiger Rhetoriker, ging beträchtliche persönliche Risiken ein. Und egal, was man von seiner Politik im Detail hält: Nur schon sein erfolgreicher Kampf für mehr Artenvielfalt und Abwechslung sollte ihm die Anerkennung und den Dank selbst seiner Nichtwähler einbringen.

Aber nicht nur dies: Freysinger hatte den Mut, ziemlich einsam für die Schweiz und ihre Unabhängigkeit einzustehen, als in der ganzen Westschweiz noch die EU-Turbos mit ihrem inzwischen verblichenen Zentralorgan *L'Hebdo* arrogant den Ton vorgaben. Trotz viel Pech und Schwefel brach er couragiert auch hier die Festungsmauern auf.

Keine Missverständnisse: Mir geht es nicht darum, einen Parteikollegen dafür zu loben, dass er in der richtigen Partei ist. Es ist grundsätzlich bewundernswert, wenn Leute den Mut haben, mit eigenen fundierten Ansichten gegen die bequem gewordenen Meinungen und Vorurteile der Mehrheit anzutreten.

Und noch etwas zeichnet ihn aus: Die meisten hätten sich nach einer Wahl in die Kantonsregierung vermutlich mit Legionen von Imagepflegern und Beratern eingedeckt. Freysinger kaufte sich nicht mal neue Jeans. Stattdessen blieb er sich treu mit seiner Aura des gereiften Protestsängers, der sich auf unerfindlichen Wegen in die Politik verirrt zu haben schien.

Gut möglich, dass ihn der Erfolg auch etwas unvorsichtig machte. Vielleicht könnte ihm sein Mangel an Anpassbarkeit und an staatsmännischem Format, wie Kritiker Couchepin genüsslich unkte, am Ende zum Verhängnis werden. Das aber wäre schade. Ich hoffe, dieser mutige und inspirierende Störenfried bleibt dem Wallis und der Schweizer Politik erhalten.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Letzter Playboy: Jean Pigozzi. Seite 46



Feministischer Glücksfall: Emma Watson. Seite 46



«Wir haben es so schamlos gut getroffen, wer auf dieser Grundlage jammert, tut es auf verbotenem Niveau.»

Adolf Muschg: Seite 48

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 13 Kommentar Switzerland first
- 13 **Im Auge**
Dr. Felix Brych, Fussballschiedsrichter
- 14 **Religion** Vorteil Allah
- 14 **Politik** Unfähig zum Kompromiss
- 15 **Justiz**
Menschenrecht auf Sozialbetrug
- 15 **Gesellschaft** Schweigt!
- 18 **Personenkontrolle** Candinas, Berset, Schneider-Ammann, Caroni, Levrat, Funicello, Dreifuss, Brunner etc.
- 19 **Nachruf** David Rubinger
- 26 **Mörgeli** Verschoben abgehoben
- 26 **Bodenmann** Atom-Doris kriegt mehr als SBB-Meyer
- 27 **Medien** Mann der Widersprüche
- 27 **Die Deutschen** Erdogan
- 40 **Trumps** Woche
- 42 **Brief aus Berlin** Deutschland paradox
- 43 **Ausland** Prioritäten der chinesischen Führung

Inland

- 20 **Der Allzweckheilige**
Das politische Erbe von Bruder Klaus
- 24 «**Der wohl integerste Schweizer**»
Bruder-Klaus-Biograf Pirmin Meier
- 25 **Politik der Bescheidenheit**
Essay von Gerhard Pfister (CVP)
- 28 **Dauereinrichtung** Streit um die Kohäsionsmilliarde für Oststaaten

- 30 **Einsamer Wolf** Der Walliser SVP-Vordenker Oskar Freysinger
- 32 **Ein Hauch von Guantánamo**
Zögling «Carlos» sieht sich als Opfer
- 33 **Lügenpolitiker** Einspruch von SP-Politiker Tim Guldemann
- 34 **Arbeitslosenversicherung** Ferien auf Staatskosten für Ausländer
- 35 **Im Abgrund der Nächstenliebe**
Missbrauchsfall bei den Kapuzinern
- 36 **Der Kronzeuge** Yilmaz B. und der Monsterprozess von Kreuzlingen

Ausland

- 16 **Die Urwunde der niederländischen Seele** Leon de Winter über sein Land
- 41 «**Zum Kampf bereit**» Trumps Kontrahent Chuck Schumer
- 44 **Requiem für die Fünfte Republik**
Europa und die Wahlen in Frankreich

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Amerikanisches Roulette** Trumps Wirtschaftspolitik und die Schweiz

Interview

- 52 «**Mick Jagger ist enorm kultiviert**»
Lebemann Jean Pigozzi über seine Begegnungen mit den grossen Stars

Kultur & Gesellschaft

- 48 **Adolf Muschg** Der grosse Autor über Goethe, den nahenden Tod und seinen Kontrahenten Christoph Blocher
- 50 **Schriftsteller auf der Kanzel** Muschgs Predigt im Zürcher Grossmünster
- 51 **Burka-Oberalp** Leo Wunderguts heitere Revue zur Stunde

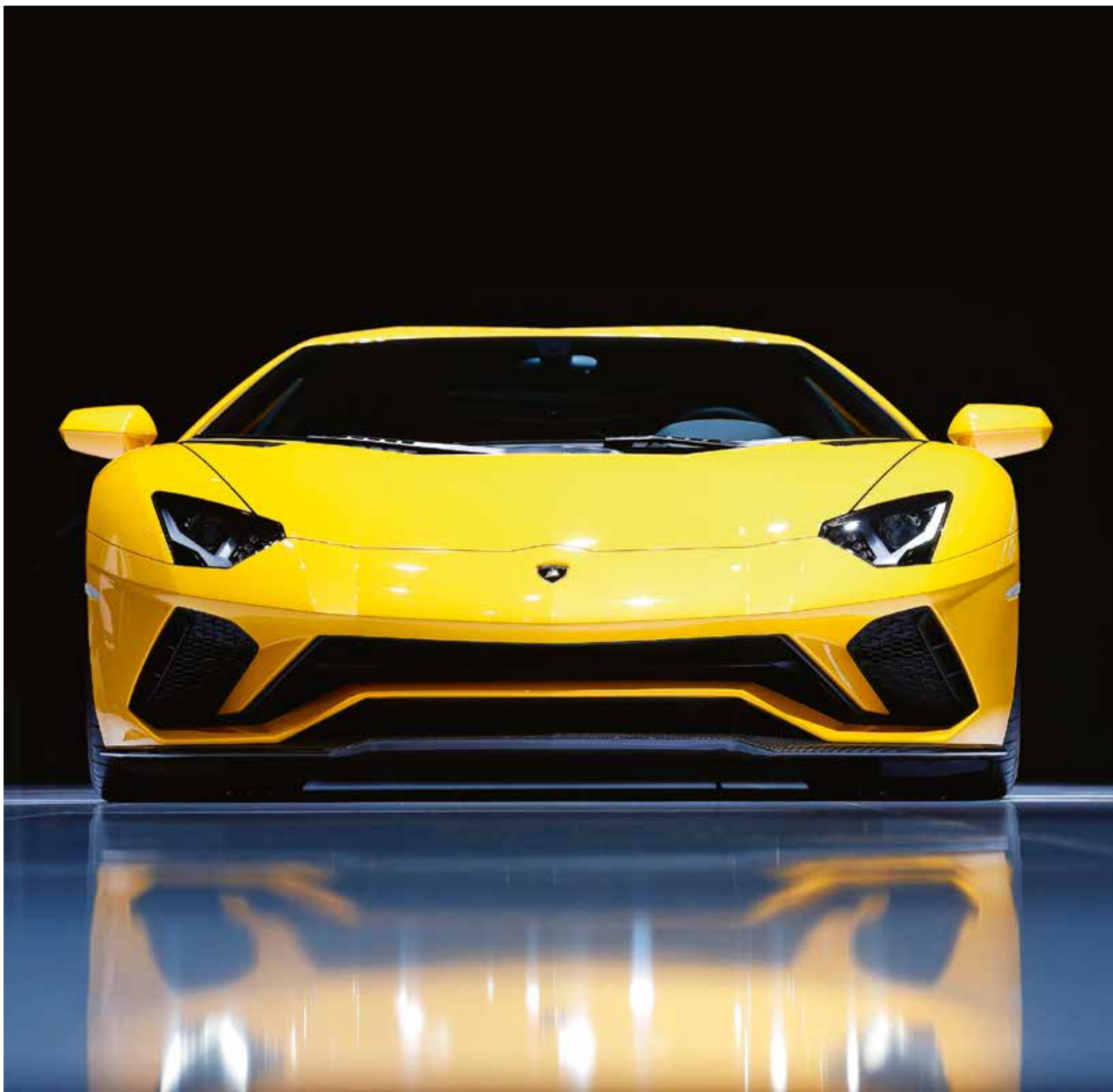
Rubriken

- 46 **Ikone der Woche** Emma Watson
- 48 **Die Bibel** Misserfolg
- 55 **Knorr** «Göttliche Ordnung»
- 55 **Jazz Trio 3** Andrew Cyrille, Reggie Workman, Oliver Lake
- 56 **Thiel** Fake News
- 56 **Namen** Bier und Schweinebraten
- 56 **Fast verliebt** Date mit Kind
- 57 **Unten durch**
Ein I, wo ein D ist
- 58 **Wein** Etko Winery
Commandaria Centurion 2000
- 59 **Darf man das?** / Leserbriefe



Der typische Anleger verändert sich.

Bis 2021 wollen wir einer Million Frauen mehr Selbstvertrauen in Finanzfragen geben. Erfahren Sie mehr über unser Engagement: ubs.com/unique #changingfaceofwealth



Premiere am 87. Internationalen Autosalon in Genf: Lamborghini Aventador S.

Auto Spezial

- | | | | | | |
|----|---|----|---|----|---|
| 60 | «Beste Werbung für unser Land»
Umfrage bei den Schweizer Chefs der wichtigsten Automarken | 66 | «Es wird keine Eigentümer mehr geben» Frank M. Rinderknecht über die Zukunft der Mobilität | 70 | Nüchterne Technik
Ökologische Verbrennungsmotoren |
| 64 | Ein Volk von Autobauern
Schweizer Topunternehmen im Dienste der Automobilindustrie | 67 | Was Frauen wollen Die Hersteller setzen auf Unisex-Werbung | 71 | Mein Auto im Netz
Moderne Autos als Datenschleudern |
| 65 | Sinnvoller Deal Bob Lutz zum Verkauf von Opel an Peugeot | 68 | Giulio Pastore Der Chef von Maserati-Europa erklärt, wie man in harten Zeiten teure Autos verkauft | 71 | «Gewisser Schutz»
Wem gehören die Daten meines Autos? |
| | | | | 72 | Flaggschiffe der Landstrasse
Fünf Neuerscheinungen von 2017 |

STELVIO. DER ERSTE SUV VON ALFA ROMEO.



ALFA ROMEO STELVIO

MIT 280 PS TURBO-BENZINMOTOR UND Q4-ALLRADANTRIEB.
JETZT BEI ALLEN ALFA ROMEO HÄNDLERN ENTDECKEN.

La meccanica delle emozioni



Alfa Romeo Stelvio 2.0 Turbo-Benzinmotor 280 PS AT8 Q4, 7,0 l/100 km, CO₂ 161g/km, Energieeffizienzklasse: F, Durchschnitt der CO₂-Emission aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 134 g/km.



© Fototeca ENIT Gino Cianci © Fototeca ENIT Vito Arcomano



«Viva Arte Viva»: 57. Biennale Venedig Lagune der Künste

Venedig ist einzigartig – vor allem während der weltweit wichtigsten Ausstellung für zeitgenössische Kunst. Auf der 5-tägigen Kulturreise entdecken Sie in fachkundiger Begleitung die wichtigsten Exponate der Biennale.

Bereits seit 1895 findet in Venedig die internationale Kunstausstellung «Biennale di Venezia» statt. «Viva Arte Viva» lautet das Motto von 2017. Auf dieser Exkursion erleben Sie die grossen Installationen im Arsenal und im öffentlichen Raum sowie die Länderpavillons in den Giardini Pubblici. Eine ausführliche Besichtigung gilt dem Schweizer Pavillon, dessen Kurator Philipp Kaiser ist.

Weitere Höhepunkte sind der Besuch des Guggenheim-Museums und eine Fahrt in den charakteristischen Gondeln. Im Labyrinth der vielen Gassen haben Sie zudem die Gelegenheit, einige der verborgenen Gärten kennenzulernen, die zum Teil nur während der Biennale zugänglich sind.

Passend zum besonderen Aufenthalt logieren Sie exklusiv im «JW Marriott Venice» auf der Privatinsel Isola delle Rose in der Lagune. Das 5-Sterne-Resort besticht durch sein idyllisches Ambiente und moderne, nach Entwürfen des Architekten Matteo Thun gestaltete Zimmer. Zum Hotel gehören vier Restaurants, mehrere

Bars und eine Lounge mit atemberaubendem Panoramablick.

Höhepunkte der Reise:

1. Tag: Kunst und berühmte Sehenswürdigkeiten

- Rundgang
- Abendessen in typischer Trattoria

2. Tag: Kunstschätze der Peggy Guggenheim-Sammlung und verborgene Gärten

- Picasso, Mondrian, Kandinsky; Gallerie dell'Accademia und Palazzo Grassi (fakultativ)

3. Tag: Biennale in den Giardini Pubblici und im Arsenal

- Schweizer Pavillon (Architekt: Bruno Giacometti, 1951)
- Abendessen im Restaurant

4. Tag: Insel San Giorgio Maggiore mit Basilika

- Gondelfahrt
- Venezianisches Fischabendessen

5. Tag: Rückreise

Platin-Club-Spezialangebot

5-tägige Kulturreise 57. Biennale Venedig

Reisetermin:
21. bis 25. Mai 2017

- Leistungen:**
- Swiss-Direktflug Zürich–Venedig, Venedig–Zürich
 - Shuttle-Service Flughafen–Hotel–Flughafen
 - 4 Übernachtungen mit Frühstück im «JW Marriott Venice»
 - Begrüssungscocktail
 - 3 Abendessen im Restaurant
 - 1 Mittagessen im Restaurant
 - Ausflüge gemäss Programm
 - Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

Spezialpreis:
Fr. 2 450.– pro Person im Doppelzimmer
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 550.–

Teilnehmerzahl:
Mindestens 20 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Programmänderungen vorbehalten.

Anmeldung:
Buchen Sie Ihr Arrangement unter Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail über info@mondial-tours.ch.
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular über www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, Locarno, www.mondial-tours.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Switzerland first

Von Beat Gygi — Die Überlegungen der US-Regierung zur Lockerung der Finanzmarktregulierung bringen der Schweiz neue Chancen, selbständiger zu werden. Wer hat Angst davor?



Mehr Freiraum: Paradeplatz in Zürich.

Der amerikanische Präsident Donald Trump hat der Schweizer Verwaltung und vielen Unternehmen irgendwie den Kompass verstellt. Plötzlich schwankt die Nadel hin und her und macht viele unsicher, welches ihr bester Weg ist, seitdem Trumps Motto «America first» das Magnetfeld in Politik und Wirtschaftspolitik beeinflusst. Soll sich die Schweizer Wirtschaft auf mehr Protektionismus, höhere Zölle und neue Handelsschranken einrichten? Sollten die angedrohten Importzölle Realität werden, müssten die hiesigen Exporteure stärker auf andere Gebiete wie China, andere Schwellenländer oder Europa auszuweichen versuchen. Möglich ist auch, dass Schweizer Unternehmen vermehrt in den USA investieren, um Zollschranken dadurch zu überwinden, dass sie sich direkt im fremden Gebiet als lokale Produzenten niederlassen. Hersteller von Zügen wie Peter Spuhlers Stadler Rail sind sich solche Sitten und Gebräuche gewohnt.

Oder zeigt die Nadel doch eher auf Liberalisierung? Trumps Ankündigung, dass das Paket Dodd-Frank von 2010 sowie andere Gesetze zur Regulierung des Finanzsektors teilweise zurückgenommen werden sollen, tönt nach Staatsabbau und Erweiterung der unternehmerischen Spielräume für Banken, Versicherer und Vermögensverwalter. Plötzlich erscheinen Gesetzesänderungen wahrschein-

lich, die man vorher nicht für möglich gehalten hatte. Das strahlt auf die Welt aus, wie seinerzeit die US-Gesetzgebung zum Umgang mit der Finanzkrise die Regulierung weltweit geprägt hatte.

Deregulierung ist möglich

Selbst wenn es nicht so kommt – allein die Ankündigung zeigt, dass Deregulierung möglich ist. Das eröffnet der Schweiz grosse Chancen. Die Schweizer Politiker und Unternehmer müssen diese rasch nutzen, wenn sie ihre Wettbewerbsfähigkeit ausspielen wollen – ehrlicherweise nach dem Motto «Switzerland first». Aus dieser Sicht muss die hiesige Finanzbranche energisch mehr unternehmerischen Freiraum fordern, etwa bei den Regeln zu Eigenmitteln, zur Organisation ihrer Unternehmen oder zum Messen von Risiken. In der Politik muss man sich klar darüber werden, dass die Leitplanken der Regulierung nur eine Scheinsicherheit darstellen, dass sie die Unselbständigkeit fördern und so die Gefahr erhöhen, dass die Unternehmen leichtfertig in eine nächste Krise gehen.

Das heisst auch, dass die in der Gesetzgebung befindlichen Finanzregulierungen Fidle und Finig, welche die Bürokratie fördern, das Leistungsangebot verringern und den Wettbewerb einschränken, zu stoppen sind. Auch die Regulierung gegen die *too big to fail*-Risiken im Rahmen von Basel III Plus darf man von der Schweiz aus nicht mehr einfach weitertreiben, sonst geraten die hiesigen Banken und Versicherungen immer stärker in eine Harmonisierung und einen Gleichschritt mit allen anderen Kollegen weltweit. Für die bilateralen Verträge Schweiz – EU gilt Ähnliches. Soeben hat eine Studie des St. Galler Ökonomen Simon Evenett gezeigt, dass sich die Schweiz über die Bilateralen an einen EU-Binnenmarkt ankoppelt, dessen Integration weitgehend nach dem Prinzip funktioniert: «Bremse deinen Nachbarn wie dich selbst».

Aber pikanterweise scheint die Chance zur Liberalisierung viele Schweizer nervöser zu machen als der Gedanke an einen wachsenden Protektionismus. Sonst würden nicht Schweizer Bankenvertreter eine allfällige Lockerung der amerikanischen Bankenregulierung als bedrohlich einstufen, mit dem Argument, dies erzeuge Rechtsunsicherheit. Offenbar ist die Angst gross, sich von Leitplanken zu lösen und eigene Schritte zu tun.

Mehr zum Thema: Seite 38

Faust und Fuss



Dr. Felix Brych, Fussballschiedsrichter.

Er ist, nach dem mittelalterlichen Wunderheiler Doktor Faustus und dem gefallenen Verteidigungsminister und Plagiator von und zu Guttenberg, Deutschlands berühmtester Akademiker. Auf allen Kanälen ehrerbietigt Dr. Felix Brych. Immer gut frisiert auf Ballhöhe. Die TAZ vermutet, dass deutsche Kommentatoren sogar in Dr.-Felix-Brych-Bettwäsche schlafen. Keinem Reporter käme es aber in den Sinn, den Juventus-Haudegen Giorgio Chiellini, den Dr. Felix Brych mit der gelben Karte schulmeister, als *dottor* Chiellini zu titulieren, obwohl der mit links die Doktorwürde in Ökonomie erwarb. Der Finanzjurist Dr. Brych wird hauptberuflich als Abteilungsleiter vom Bayerischen Fussballverband besoldet. Denn das Spiessrutenlaufen und Schlichten, das Zurechtweisen der Millionäre auf dem Rasen trägt ihm ausser dem Saisonfixum von 75 000 Euro bloss 3800 Euro pro Auftritt ein, die doppelte Gage in der Champions League; plus 45 000 Euro bei einer WM. Trotzdem kam schon die Steuerfahndung vorbei. Wird er je so wohlhabend wie sein Ex-Kollege Pierluigi Collina mit der Glatze? Collina verdient als Finanzberater und Werbemodell schätzungsweise 2 Millionen pro Jahr.

Kein Reporter hat ihn je Dottore genannt, obschon er promovierter Ökonom ist. Wenn der berühmte Trainer José Mourinho, derzeit Manchester United, den Rumpelstilz aufführt oder Arsène Wenger bei Arsenal sein versteinertes Falten Gesicht zeigt – beide tragen den akademischen Hut. Wie auch Antonio Conte, der Coach von Chelsea, und sein Mittelfeldspieler Fabregas. Oder früher der kickende Kinderarzt, Philosoph und Kettenraucher Sócrates. Oliver Bierhoff, einst ein Strafraum-Ungeheuer, heute Manager der deutschen Elf, holte seinen Dokortitel im Fernstudium. Er brauchte dazu 25 Semester. Dr. Felix Brych, 41, lebt als Junggeselle im Münchner In-Viertel Schwabing und hat noch sechs Jahre Karriere in Aussicht. Aber bald wird der elektronische Schiedsrichter als letzte Instanz eingeführt. Doktor Roboter. Peter Hartmann

Vorteil Allah

Von Peter Keller — Der Islam wird bis 2070 das Christentum als weltweit grösste Religion ablösen.

Verdrängen Minarette die vertrauten Kirchtürme? Werden bald die Rufe der Muezzins den Tagesablauf vorgeben statt das Geläut von Kathedralen und Kapellen? Wird der Islam zur dominierenden Religion des 21. Jahrhunderts?

Was wie ein populistisches Schreckbild klingt, hat durchaus reale Hintergründe. Das amerikanische Meinungsforschungsinstitut Pew Research Center hat berechnet, dass der Islam bis 2070 die weltweit grösste Glaubensgemeinschaft darstellen wird.

Der Islam ist die einzige Religion, die deutlich schneller wächst als die Weltbevölkerung: mit 73 Prozent gegenüber einem allgemeinen Bevölkerungswachstum von 37 Prozent (zwischen 2010 und 2050). Allah hat die Demografie auf seiner Seite. Die Geburtenrate muslimischer Frauen liegt bei durchschnittlich 3,1 Kindern weltweit – gegenüber 2,3 bei allen anderen Gruppen. Dazu kommt, dass islamische Gesellschaften jünger sind, was die Reproduktion nochmals steigert.

Schmerzhafter Vorgang

Der Blick auf Europa zeigt, dass die Abnahme der Christen um rund hundert Millionen bis 2050 nicht allein der tieferen Geburtenrate geschuldet ist. Mindestens so wichtig ist die steigende Entfremdung von der eigenen religiösen Herkunft. Während der Anteil von Atheisten, Agnostikern und nichtreligiösen Personen insgesamt zurückgeht, wächst im Westen die Gruppe der Konfessionslosen. Die Studie hat auch ergeben, dass überdurchschnittlich viele Christen zu einer anderen Religion konvertieren. Umgekehrt wird nach islamischem Recht der Abfall vom Islam mit dem Tode bestraft.

Die Entflechtung von Kirche und Staat in Europa war ein schmerzhafter Vorgang. Erst die Aufklärung und die Französische Revolution wiesen den Konfessionen ihren Platz zu und schufen damit die Voraussetzung für freiheitliche Demokratien westlicher Prägung. Dabei ist es eigentlich egal, welcher Glaubensüberzeugung die Bürger nachgehen, solange sie privat bleibt und nicht mit den Grundsätzen der Verfassung kollidiert. Allerdings gibt es keinen islamisch dominierten Staat, der sich durch besondere Toleranz gegenüber anderen Religionen auszeichnen würde. Diesem Umstand wird sich auch das zunehmend entchristianisierte Europa stellen müssen angesichts der dynamischen Bevölkerungsentwicklung der Muslime.

Unfähig zum Kompromiss

Von René Zeller — Die Schweiz ist stolz auf ihre Konkordanzdemokratie. Doch zurzeit zelebrieren Bundesrat und Parlament die lupenreine Diskordanz.



Notorische Zwietracht: Bundesrat Berset (SP).

Das Gefecht um die Rentenreform, das sich die eidgenössischen Räte in der Frühjahrs-session liefern, führt unweigerlich zur Frage: Sind unsere Institutionen noch in der Lage, Kompromisse zu schmieden? Deutlich zeichnet sich ab, dass die laufende Legislaturperiode von Dissens durchtränkt ist.

Das Malaise beginnt beim Bundesrat. Sozialminister Alain Berset war 2012 angetreten, die Altersvorsorge angesichts rabenschwarzer Perspektiven wieder ins Lot zu bringen. Dazu sei Kompromissbereitschaft links und rechts vonnöten, betonte er von Beginn an. Die Sozialpartner müssten von Maximalforderungen Abschied nehmen, die Parteien ebenso.

Kurz vor Torschluss muss man konstatieren: Dem Bundesrat ist es nicht gelungen, eine Brücke in die Rentenzukunft zu bauen. Der federführende Alain Berset hat als Mediator versagt. Es hagelt Referendumsdrohungen, für die Gewerkschaften sind Kompromisse undenkbar, die notorisch überschüssenden Jungsozialisten grätschen dem Genossen Berset in die Beine. Auch rechts wird über einen Abschluss der Rentenreform nachgedacht.

Mitverantwortlich für das Hickhack sind auch die im Parlament vertretenen Parteien. Die CVP hat sich mit der Ratslinken temporär zu einem Betonblock verbündet, um die AHV nach dem Giesskannenprinzip um 70 Franken

aufzustocken. Im Nationalrat halten SVP, FDP und Grünliberale dagegen. Parlamentsmitglieder, die dem gescheiterten Sozialminister zu Hilfe eilen und in letzter Sekunde einen gangbaren Mittelweg spüren, sucht man vergebens. Parteiräson geht vor Lösungsfindung.

Gefragt ist Führungsstärke

Blockadepolitik ist Trumpf. Das zeigte sich auch bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative, als weder der Bundesrat noch das Parlament imstande waren, den von Volk und Ständen beschlossenen Verfassungsartikel umzusetzen. Die Unternehmenssteuerreform III wurde vom linken Referendums-Torpedo versenkt. Wohin die europapolitische Reise gehen soll, vermag der Bundesrat nicht überzeugend zu skizzieren. Hier ist es die SVP, die keinen Millimeter Terrain preisgeben wird.

Die Bundespolitik wird nicht erst seit kurzem von Kompromisslosigkeit geprägt. Namentlich die Polparteien SP und SVP greifen oft und gern zur Oppositionskeule. Das ist insofern systemwidrig, als von den Regierungsparteien erwartet wird, dass sich ihre Exekutivvertreter wie auch deren Parlamentsfraktionen zusammenschlagen. «Wir sind zur Konkordanz verdammt.» Mit diesen Worten hatte das Innerrhoder CVP-Urgestein Carlo Schmid im Dezember 1999 als Ständeratspräsident eine neue Legislaturperiode eingeleitet. Seiner Mahnung ist seither leider nur bedingt nachgelebt worden.

Was wäre geboten? In diesen von zentrifugalem Dissens geprägten Zeiten ist der Bundesrat gefordert, mehr Führungsstärke an den Tag zu legen. Nicht Magistraten sind gefragt, die wie bei der Zuwanderungsinitiative (Sommaruga) oder bei der Rentenreform (Berset) das Heft aus der Hand geben und die eidgenössischen Räte wursteln lassen. Im Parlament sollten sich die tonangebenden bürgerlichen Parteien (SVP, FDP, CVP) nicht darauf versteifen, notorisch Zwietracht zu zelebrieren. Das Stimmvolk hat 2015 die bürgerlichen Kräfte nicht gestärkt, damit sich diese laufend selber schwächen.

Allzu häufig verschont von Kritik wird die Linke. Die Regierungspartei SP glaubt, sie sei in dieser Legislatur zur Opposition verdammt. Das ist zwar nicht verboten, läuft aber den Spielregeln der Konkordanz diametral zuwider. Die bürgerlichen Parteien lassen es achselzuckend geschehen. Sie leisten der SP überdies Steigbügeldienste – in der Zuwanderungsfrage die FDP, bei der Rentenreform die CVP. So schießt man sich ins eigene Knie.

Menschenrecht auf Sozialbetrug

Von Alex Baur — Das Urteil aus Strassburg, das die Verfolgung von Sozialbetrügern einschränkt, ist ein Ärgernis. Noch stossender ist die sklavische Unterwürfigkeit der Schweiz.

Als die Gemeinde Emmen vor zwölf Jahren den ersten Sozialdetektiv einstellte, ging ein Sturm der Entrüstung durch den Blätterwald. Ein paar Jahre später engagierten selbst tiefrote Städte wie Zürich und Bern die verfeimten «Schnüffler». Die Sozialversicherungen zogen nach. Der öffentliche Druck war zu gross. Allein im Jahr 2015 deckten die Fahnder der IV 540 Fälle von Sozialbetrug auf und stoppten Zahlungen in der Höhe von 154 Millionen Franken. Im selben Jahr überführten die Sozialdetektive der Stadt Zürich 55 Betrüger, auch hier gehen die Einsparungen in die Millionen. Kaum zu beziffern ist die präventive Wirkung. Und nicht zuletzt hilft die Betrugsbekämpfung, das ramponierte Vertrauen in die Sozialwerke wiederherzustellen.

In Zürich wurden die verdeckten Ermittlungen nun «bis auf weiteres» eingestellt, wie die NZZ aufdeckte. Die öffentliche Unfallversicherung (Suva) hat ihre Detektive schon im letzten Oktober zurückgepiffen. Den Ausschlag gab ein Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg, der im Fall der scheininvaliden Savjeta Vukova-Bojic die Ermittlungen der Suva für illegal erklärte – und das nicht etwa, weil die Sozialrentnerin unschuldig wäre. Mit Filmaufnahmen im öffentlichem Raum hatten Detektive die Frau vielmehr als SimulantIn überführt. Doch nach Meinung der Strassburger Richter fehlt eine gesetzliche Grundlage, die den Einsatz der Detektive reglementiert.

Juristisch verbrämte Politik

Es ist wie so oft beim EGMR: Man kann getrost darüber streiten, ob eine gesetzliche Reglementierung nötig ist oder ob man bewusst darauf verzichtet, wie dies die Schweiz bis jetzt getan hat. Überreglementierung führt oft zu neuen Rechtsunsicherheiten und bürokratischen Leerläufen. Das ist aber keine juristische, sondern eine politische Frage, die auf politischer Ebene beantwortet werden muss und die mit den Menschenrechten erst recht nichts zu tun hat. Jedes Land hat seine sozialen, politischen und rechtlichen Eigenheiten. Was für Deutschland oder für die Türkei sinnvoll sein kann, ist für die Schweiz oder Russland vielleicht unsinnig, oder auch umgekehrt. Die einen wollen mit Gesetzen die soziale Entwicklung steuern, andere passen ihre Gesetze den gesellschaftlichen Entwicklungen an. Es gibt keinen Grund, alle Länder Europas gleichzuschalten, aber vieles, was dagegenspricht.

Dabei ist die rechtliche Lage in der Schweiz glasklar. Grundsätzlich darf jeder jeden beobachten, solange er niemanden belästigt und dies im öffentlichen Raum geschieht. Journalisten und Privatdetektive wissen genau, wie weit sie gehen dürfen, Grenzverletzungen sind selten. Das Ausspionieren im privaten Raum dagegen ist den Strafverfolgern vorbehalten und bedarf eines richterlichen Befehls. Jede soziale Institution in der Schweiz hat ihre eigenen Regeln zum Einsatz verdeckter Ermittler. Und das ist richtig so. In der Romandie sind die Befindlichkeiten anders als in der Deutschschweiz, auf dem Land anders als in der Stadt, die IV hat eine andere Klientel als die Ämter für Ergänzungsleistungen.

Diese Flexibilität hat sich bewährt. Von einer wahllosen oder gar flächendeckenden Beschnüffelung kann hierzulande keine Rede sein. Die Suva etwa veranlasst gerade mal ein gutes Dutzend Überwachungen pro Jahr, und das nur bei einem dringenden und konkreten Betrugsverdacht. In der Stadt Zürich fördern drei Viertel der von der Sozialbehörde streng überwachten Detektiveinsätze einen Betrug zutage. Trotzdem setzt die offizielle Schweiz die Devisen des EGMR mit vorausseilendem Gehorsam um. Diese sklavische Unterwerfung ist noch stossender als die Willkürurteile aus dem Elfenbeinturm zu Strassburg.



Gut fürs Vertrauen: Sozialdetektiv.

Schweigt!

Von Claudia Schumacher — Sprachnachrichten machen das Zufahren zum Stress.

In Bus und Bahn wird ja gerne mit erholten Gesichtern geworben, die im Prinzip jeden Autofahrer verhöhnern. «Du stehst im Stau? Hehe, ich nicht. Anders als du Opfer werde ich pünktlich ankommen – und nutze meine Zeit bis dahin obendrein sinnvoll!», scheinen sie zu sagen. Der Zugreisende, der lesend oder meditierend den Transit verlebt, ist dem hupenden, hektischen Autofahrer, der seine Termine verschwitzt, ohne Zweifel überlegen. Und da er nie unter Zeitdruck gerät, wird er auch nicht wegen zu schnellen Fahrens gebüsst. So einfach ist das.

Dass der Zürcher Verkehrsbund (ZVV) mit dem Versprechen «Entspannt ans Ziel kommen» wirbt, ist trotzdem so unehrlich, wie ein Supermodel, das in der Werbung vorgibt, seine glatten Beine einer bestimmten Bodylotion zu verdanken. Nein, was der ZVV macht, ist sogar noch schlimmer! Denn die Creme wird Ihren Beinen vermutlich wenigstens nicht schaden. Eine Zugfahrt hingegen wird den letzten Funken an Erholung, den sie nach einem langen Arbeitstag vielleicht noch in sich tragen, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit komplett auslöschen.

Zu viel Information

Kaum betritt man eine Bahn, die zu Stosszeiten so voll ist, dass man mit gefühlt hundert Fremden in unfreiwilligen Körperkontakt gerät, was man ja zumindest als Frau in jeder anderen Lebenssituation als sexuelle Belästigung empfindet, kaum ist man also drin im Zug und zieht als braver Bürger seinen E-Book-Reader hervor, scheppert einem auch schon eine Frauenstimme aus dem digitalen Reich ans Ohr, die einem noch unbekannter ist als Siri: «...als ich nach Hause gekommen bin, hab' ich mich aufs Bett gelegt, den Arsch in die Luft gestreckt, eine Rolle rückwärts gemacht – und bin auf den Boden gefallen! Ich glaube, ich hab' eine Gehirnerschütterung...» – so kann das klingen, wenn ein Mitreisender die Sprachnachricht seiner Freundin abhört. Peinlich berührt schaut man weg – und bleibt am Handy-Bildschirm eines Teenagers hängen, der sich explizites Filmmaterial ansieht, aber immerhin mit Kopfhörern.

Warum glauben offenbar alle, dass ein persönliches Gespräch allein durch die Form der Sprachnachricht weniger intim wird? Am Ende einer Zugfahrt im Jahr 2017 hat man zwar keine Seite in seinem Buch geschafft, sich dafür aber entschieden, ein Auto zu kaufen.

Die Urwunde der niederländischen Seele

Von Leon de Winter — Nein, die Niederländer sind nicht plötzlich fremdenfeindlich geworden. Zwei gezielte Morde haben die Gesellschaft tiefgreifend verändert. Betrachtungen zur Befindlichkeit kurz vor der Parlamentswahl, die ganz Europa mit Bangen verfolgt.

Die derzeitige Stimmung in den Niederlanden ist dem Ausland kaum zu erklären, aber ich will es dennoch versuchen. Zum Verständnis des Heute müssen wir auf das Jahr 2002 zurückblicken, als der so beliebte wie umstrittene Politiker Pim Fortuyn ermordet wurde.

Pim Fortuyn vereinte vieles in einem Charakter: Er war Intellektueller und schwuler bunter Vogel, spottlustiger Querkopf und seriöser Soziologe. Am 6. Mai 2002 schoss ihn ein militanter Tierschützer nieder, der als Motiv angab, er habe «verletzliche Gruppen» wie Asylanten und Muslime vor Fortuyn schützen wollen. Der Attentäter ist nach zwölf Jahren Haft inzwischen wieder auf freiem Fuss und kann dank der Leistungen des niederländischen Sozialstaats das Leben genießen, Fortuyn dagegen bleibt für immer stumm.

Das ist die Urwunde, die in der niederländischen Seele schwärt.

«Minderwertiger Mensch»

Pim Fortuyn war Professor für Soziologie und viele Jahre Mitglied der niederländischen sozialdemokratischen Partei PvdA. 1997 schrieb er den Bestseller «Gegen die Islamisierung unserer Kultur», mit dem er ein in den Niederlanden geltendes Tabu brach, denn an der multikulturellen Gesellschaft durfte nicht gerüttelt werden. Er war zwar nicht der Erste, der darauf hinwies, dass man nicht ungestraft Hunderttausende Menschen anderer Kulturen ins Land lassen könne, ohne sich zu fragen, was diese Menschen dächten und fühlten, wovon sie träumten und was sie erwarteten (den Anfang hatte der rechtsliberale Politiker und spätere EU-Kommissar Frits Bolkestein gemacht), aber er war der Erste, der das politisch zu seinem zentralen Thema erhob.

Fortuyn führte der breiten Masse vor Augen, welche Werte und Normen die islamischen Migranten mit in die Niederlande gebracht hätten. Als Homosexueller war er selbst von Muslimen diskriminiert worden, für ihn war der Islam keine sanftmütige Religion, sondern eine totalitäre Ideologie. Sein Buch löste heftige Diskussionen aus.

Sein einstiges sozialdemokratisches Umfeld bezog vehement gegen ihn Stellung, ein führender Sozialdemokrat bescheinigte ihm sogar, ein «minderwertiger Mensch» zu sein, und von den Medien wurde er praktisch unisono – und zu Unrecht – als Neofaschist, Neonazi, Rassist abgestempelt. Das traf ihn, aber er gab nicht auf.



Erklärter Gegner der Intoleranz: Porträt von Theo van Gogh in Amsterdam.

Weite Teile der Bevölkerung hegten eine Sympathie für ihn, die an schwärmerische Verliebtheit grenzte. Bei den Parlamentswahlen im Mai 2002 hätte er vermutlich auf Anhieb und im Alleingang ein Drittel aller Stimmen auf sich vereint und wäre damit Ministerpräsident geworden. Zwei Wochen vor dem Urnengang aber fällten ihn die Schüsse aus der Pistole eines Linksradikalen.

Der Schock in den friedliebenden Niederlanden war gross. Die Scheinheiligkeit der Medien ebenso. Ich habe damals mit vielen Journalisten gesprochen, die Fortuyn mit Schmutz bewor-

Heute denkt jeder Kolumnist zehnmal nach, bevor er sich einen Witz über Mohammed erlaubt.

fen hatten, um ihn zu Fall zu bringen. Ihre Rufmordversuche schürten die Stimmung, in der ein tatsächlicher Mord stattfinden konnte. Das hat die Niederlande innerlich zerrissen, und davon haben sie sich bis heute nicht erholt.

Zwei Jahre später wurde das Land ein weiteres Mal geschockt. Dem Attentat auf Fortuyn folgte der Mord an dem Filmemacher und anarchistischen Provokateur Theo van Gogh (der mich jahrzehntelang als seinen Erzfeind betrachtete, bis er seine Wut auf den Prophe-

ten Mohammed verlegte). Ein radikaler Muslim rückte van Gogh am 2. November 2004 mitten in Amsterdam auf offener Strasse mit Pistole und Messer zu Leibe und enthauptete ihn an Ort und Stelle.

Verspielte Anarchisten

Es waren keine Akte blinden Terrors, von denen die Niederlande heimgesucht wurden: Die Opfer waren gezielt ausgewählt. Zwei schillernde, umstrittene, unbequeme Figuren, Personifizierungen der weitreichenden Toleranz der modernen Niederlande. Der bekennende Schwule Fortuyn und der giftige Narr van Gogh waren Menschen, die nur in einem Land wie den Niederlanden zu dem werden konnten, was sie waren. In Nachbarländern wie Deutschland oder Belgien hätten sie es niemals zu einer solchen Prominenz gebracht. Sie waren die ausgelassenen Kinder der anti-autoritären Revolution, die in den sechziger Jahren die traditionell calvinistischen Niederlande umkrempeelte. Damals gelangte der typisch niederländische Individualismus, der sich seit dem 16. Jahrhundert herausbilden konnte, in Bewegungen wie «Provo» zur Blüte, einer Gruppe verspielter Anarchisten, die gegen die Obrigkeit aufbehrten und sie verulkten. Fortuyn und van Gogh waren, was ihr Auftreten und die Freiheiten betrifft, die

sie sich herausnahmen, direkte Nachkommen jener Provos; beide spielten ironisch mit Sprache und Umgangsformen, und beide waren erklärte Gegner der Intoleranz und der geschlossenen religiösen Denkwelten islamischer Migranten.

Rückkehr zu religiösen Tabus

Die Verspottung der Religion hatte in den Niederlanden längst Tradition. Sie reicht bis in die Zeit Baruch Spinozas zurück, des grossen Philosophen, der hier lebte und wirkte. In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts konnte sich denn auch keine Religion mehr hinter Blasphemieverboten verschanzen. Der niederländische Autor Gerard Reve, katholisch und homosexuell, erlaubte sich 1966 in einem seiner höchst ironischen Bücher, Gott als «mausgraue einjährigen Esel» auftreten zu lassen, den der Erzähler in sein Schlafzimmer bugsierte und «dreimal nacheinander ausgiebig» von hinten nahm. In jedem anderen europäischen Land wäre Reve dafür ins Gefängnis gewandert, in den Niederlanden aber sprach man ihn von der Anklage der Gotteslästerung frei, und er wurde allseits gefeiert.

Reve war ein grosser Schriftsteller, und die politischen Eliten liessen ihm die Freiheiten, die er sich anmasste – im niederländischen Kulturraum war so gut wie alles möglich geworden. Die Zeiten sind vorbei. Vergleichbares über den Propheten Mohammed zu schreiben, wäre undenkbar. Und darin liegt der Kern des Unbehagens, das viele Niederländer in Bezug auf das multikulturelle Zusammenleben beschlichen hat.

Viele haben das Gefühl, durch die islamischen Zuwanderer der Freiheit beraubt zu werden, sich über Heiliges lustig machen zu können – und damit die Trennung von Kirche und Staat zu untergraben. Gerard Reve wurde 1966 von Christen verklagt, aber man krümmte ihm kein Haar. Heute denkt jeder Kolumnist und jeder Kabarettist zehnmal nach, bevor er sich einen Witz über Mohammed erlaubt. Muss man sich da wundern, dass viele das als Rückkehr zu mittelalterlichen religiösen Tabus erfahren?

Das ist der Kontext, in dem sich die Niederlande heute bewegen, in dem Geert Wilders Anklang findet. Wilders gehörte als Politiker zunächst der konservativen Partei VVD an, sympathisierte dann aber zunehmend mit den Ideen Pim Fortuyns und trat nach dessen Tod sein ideologisches und kulturelles Erbe an.

Die Partei Fortuyns – im Grunde eine Einmannpartei – sorgte nach dessen Tod durch interne Querelen für den eigenen Untergang. Wilders hat ähnlichen Szenarien vorzubeugen versucht, indem er seine Partei gleich auf ein einziges Mitglied begrenzte: sich selbst. Während das Ausland Wilders' Einmannpartei als Ausdruck tyrannischer Geltungssucht wertet, spiegelt sich darin also nichts anderes als die

Lehre wider, die aus den Vorgängen in Fortuyns Partei zu ziehen war.

Der niederländische Sozialstaat ist eine der Krönungen der westlichen Zivilisation. Viele Jahrhunderte des Kampfes und der Debatten sowie eine schrittweise Säkularisierung ebneten den Weg dorthin. Mehr als fünfzig Prozent dessen, was alle Niederländer verdienen, fliessen heute an den Staat, der die Gelder den politischen Vorgaben entsprechend nach Bedarf und Notwendigkeit umverteilt. Dieses Modell funktioniert, solange in der Gesellschaft ein hohes Mass an Solidarität und individueller Diszipliniertheit gegeben ist, und das wiederum zeitigt eine Toleranz, die man so nirgendwo auf der Welt antrifft.

All das wurzelt unter anderem im widerständigen Geist des niederländischen Protestantismus. Kulturelle Grundlage der Niederlande (wie der Schweiz) ist das säkulare Erbe von Luther und Calvin. Die Niederländer



Die Scheinheiligkeit der Medien: Pim Fortuyn.

haben darüber hinaus noch eine Tradition, die sie zu extremen Individualisten macht: Sie haben ihr Land buchstäblich mit eigenen Händen dem Meer abgetrotzt. Das hat den Charakter dieses Volkes über Jahrhunderte geprägt.

In Anbetracht dessen, was den Sozialstaat ausmacht, der dem Niederländer auf den Leib geschneidert war, konnte der Zustrom von Migranten nur zu Problemen führen. Einwanderungsland und Sozialstaat – das sind Modelle, die sich gegenseitig ausschliessen. Die politischen Eliten in Ländern wie den Niederlanden haben sich jedoch mit dieser Unvereinbarkeit abgefunden.

Sie haben die Grenzen geöffnet und Ströme von Zuwanderern eingelassen, denen die hohen Anforderungen an den Einzelnen im modernen Sozialstaat fremd sind. Menschen aus einfachen kollektivistischen Agrarkulturen mit überholten Glaubensvorstellungen wurden zwischen radikale Individualisten wie Fortuyn und van Gogh gepflanzt. Neuere Untersuchungen von Professor Koopmans von der Humboldt-Universität Berlin zeigen, dass

die Hälfte der Muslime in den Niederlanden (und im gesamten Westeuropa) Homosexuelle und Juden verabscheut. Programme zur Integration und Assimilierung greifen offenbar kaum.

In allen westlichen Ländern mit starker muslimischer Zuwanderung lassen sich ähnliche Entwicklungen erkennen, in den Niederlanden mit ihrer Geschichte der Emanzipation, Offenheit und Toleranz wirken sie jedoch besonders eklatant. Überall, wo Immigration nicht mit kultureller Assimilation einhergeht, gerät der Sozialstaat ernstlich in Bedrängnis, die Bevölkerung in der parlamentarischen Demokratie aber muss dem Handeln der politischen Eliten mangels geeigneter Einflussmöglichkeiten tatenlos zusehen.

Nein, die Niederländer sind nicht plötzlich fremdenfeindlich geworden. Sie wollen nur ihren Sozialstaat am Leben erhalten, der (und jetzt kommt das entscheidende niederländische Paradox) von der Solidarität von Individualisten getragen wird. Das lässt sich aber nur bewerkstelligen, wenn Neubürger die dafür erforderlichen Eigenschaften verinnerlichen – Eigenschaften, die sich im Laufe von Jahrhunderten entwickelt haben.

Denkweisen, Traditionen und Vorurteile

Bei Parlamentswahlen in den Niederlanden ging es in der Vergangenheit vor allem um die sozialwirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Heute natürlich auch, aber zudem spielen jetzt Kultur und Religion eine Rolle, und das sind heikle Themen. Die meisten Politiker scheuen sich, darüber zu diskutieren, und nennen Kritiker des multikulturellen Ideals abfällig Populisten, in der Hoffnung, die Diskussion damit abzuwürgen. Doch vielen Bürgern brennen diese Themen unter den Nägeln, gerade jetzt, da so viele Menschen aus den syrischen Bürgerkriegsgebieten und aus dem überbevölkerten Armenhaus Afrika zu uns strömen; deren Denkweisen, Traditionen und Vorurteile bleiben nicht an der Grenze zurück.

Wie immer auch die Wahlen in den Niederlanden ausgehen mögen, die Problematik der schwer zu vereinbarenden Modelle von Sozialstaat und Einwanderungsland untergraben den gesellschaftlichen Frieden in vielen europäischen Ländern. Populisten wie Wilders sind nur ein Symptom. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.

Leon de Winter, 63, ist niederländischer Schriftsteller und Filmemacher. Er stammt aus einer Familie orthodoxer Juden und ist Träger zahlreicher Auszeichnungen. Seine Romane waren international überwältigende Erfolge; einige wurden für Kino und Fernsehen verfilmt. Sein jüngster Roman, «Geronimo», beschreibt die spektakuläre Jagd auf Osama Bin Laden.

Aus dem Niederländischen von **Hanni Ehlers**

Personenkontrolle

Candinas, Berset, Schneider-Ammann, Caroni, Levrat, Funicello, Dreifuss, Brunner, Silberschmidt, Müri, Kleeb, Kessler, Oswald, Kopp, Hubacher, Obermüller, Arbenz, Tobler

Es ging offenbar um Mehrsprachigkeit, als Nationalrat **Martin Candinas** (CVP) in der *Ura da dumondas* fragte: «Label da plurilinguitad – pertge betg en rumantsch?» Mehr lässt sich leider über das Anliegen nicht sagen, denn sowohl die Frage als auch die Antwort – die Bundesrat **Alain Berset** (SP) mangels Zeit nicht verlesen musste – gibt es nur auf Rätoromanisch. Die Bundesverfassung hält übrigens in Artikel 70 fest: «Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch.» Nur «im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache» (was 98 Prozent des Nationalrats nicht sind) gilt auch das Rätoromanische als Amtssprache. Aber Alain Berset interpretiert den Sprachenartikel in der Bundesverfassung gerne extensiv. (sär)

Immer diese antiliberalen, antiföderalistischen Gleichmacher! Ein Ständerat forderte per Postulat einen nationalen Bericht für eine «umfassende Strategie zur politischen Bildung» samt Erwachsenenbildung, weil «die Mitwirkungskompetenz der Gesamtbevölkerung laufend gestärkt und gefördert werden» müsse. Der Bundesrat wies in seiner Antwort darauf hin, dass vorwiegend die Kantone für die Bildung sorgen, dass gemäss Gesetz «der einzelne Mensch die Verantwortung für seine Weiterbildung trägt» und dass er seine Mittel lieber für konkrete Massnahmen brauche als für einen weiteren Bericht (der mehrere Mannjahre fordern würde). «Es gibt Analysen und Berichte noch und nöcher», sagte Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) zu dieser Beschäftigungstherapie für die Verwaltung. Doch der Ständerat zwang ihm mit 31 zu 6 Stimmen eine weitere Papierübung auf. Der Vorstoss kam übrigens vom freisinnig-liberalen Jung-Ständerat **Andrea Caroni** aus dem Ex-Landsgemeindekanton Appenzell-Ausserrhoden. (sär)

Die Schweiz hat eine neue Gewerkschaftszeitung. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass der *Tages-Anzeiger* das Powerplay von links für eine möglichst teure Rentenreform befeuert. Der SP-Präsident und frühere Gewerkschaftsfunktionär **Christian Levrat** wurde mit den Worten zitiert, sofern die Variante des Ständerats obsiege (plus 70 Franken AHV), werde er sie höchst-



En rumantsch: CVP-Nationalrat Candinas.



Papiertiger: FDP-Ständerat Caroni.



Missliebige Meinung: «No Billag»-Initiant Kleeb.



Unfrankiert: Jungfreisinniger Silberschmidt.



Linkes Powerplay: Juso-Präsidentin Funicello.

persönlich verteidigen; «dafür lege ich die Hand ins Feuer». Kurz darauf durfte die Juso-Präsidentin und Gewerkschaftsfunktionärin **Tamara Funicello** gleichenorts vermelden, die Altersreform 2020 müsse zwingend bekämpft werden. Und nachdem Westschweizer Gewerkschaften bekannt gegeben hatten, die Unterschriftensammlung für das Referendum werde bereits vorbereitet, öffnete das Zürcher Blatt seine Spalten für zwei prominente Westschweizer Gewerkschafterinnen: **Ruth Dreifuss** und **Christiane Brunner** durften warnen, ein Referendum nütze nur den Rechten. Was aber die Linke genau will, weiss selbst der gewerkschaftsnahe *Tages-Anzeiger* noch nicht. (rz)

Es war ein Notruf in letzter Sekunde. Kurz vor der Debatte zur Reform der Altersvorsorge verschickten die Jungfreisinnigen einen Brief an die Parlamentarier – unterschrieben durch den JFS-Präsidenten **Andri Silberschmidt**. Man solle bei der Diskussion «die jungen Stimmen nicht vergessen», die Reform dürfe nicht einseitig «zu Lasten Ihrer Nachkommen» ausgesetzt werden. Eindeutig zu Lasten der Parla-

mentarier ging das Schreiben selber – es war nicht frankiert. Da das Couvert keinen Absender hatte, zog die Post die 85 Rappen bei den Adressaten ein. SVP-Nationalrat **Felix Müri** überlegte sich noch, den Betrag bei einem FDP-Parlamentarier einzukassieren. Schliesslich verbuchte er die Marke jedoch als kleines Trostpflaster für die besorgten Jungfreisinnigen. (kep)

Das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) ist derzeit Gegenstand intensiver Debatten im Parlament. Nur schon der Anschein, dass der öffentliche Medienkonzern missliebige Meinungen unterdrückt, wäre tunlichst zu vermeiden. Genau dieser Verdacht entstand aber am Freitag. Dabei ging es erst noch um die für SRF prekäre Initiative «No Billag»: In 20 Minuten erhob **Andreas Kleeb** von «No Billag» schwere Vorwürfe: Der Präsident des Initiativkomitees, **Olivier Kessler**, sei von der «Rundschau» unfair attackiert worden. Und als «No Billag» wenigstens auf der Facebook-Seite unter dem Video eine Stellungnahme posten wollte, sei diese von SRF zensiert worden. Der Kommentar war plötzlich nur noch für erklärte Freunde der Ini-

tiative sichtbar, nicht aber für die breite Öffentlichkeit. Mit dem Vorwurf konfrontiert, gab sich SRF ahnungslos: Intern könne sich «niemand erklären, warum der Kommentar für bestimmte Personengruppen nicht angezeigt wird». **Martin Oswald**, Leiter Content bei SRF Online, hat den Grund für das mysteriöse Verschwinden in der Zwischenzeit offenbar gefunden und das Statement wieder sichtbar gemacht. Er bestätigt, dass «wahrscheinlich ein unbedachter Mitarbeiter den Kommentar versehentlich ausgeblendet hat». Von Zensur könne keine Rede sein. «Sachliche wie auch emotionale Kritik lassen wir stehen», heisse es in den Online-Regeln. Gelöscht würden nur «ehrverletzende, anständige oder werbende Beiträge». Das sei hier nicht der Fall, der Eingriff also ein «bedauerlicher Fehler». Bei «No Billag» traut man der Sache trotzdem nicht: «Eine angemessene Stellungnahme von «No-Billag» wurde zunächst von der SRF-«Rundschau» und anschliessend auch auf der SRF-Facebook-Seite unterschlagen. An solche Zufälle glauben wir nicht», so Initiant Olivier Kessler. (fsc)

Der Kalte Krieg ist vorbei. Und doch ist er immer noch gegenwärtig. Zum Beispiel Anfang April im Zürcher Volkshaus. Dort wird eine illustre Runde über die vergangene bipolare Bedrohungslage diskutieren: Alt Bundesrätin **Elisabeth Kopp** trifft auf alt SP-Präsident **Helmut Hubacher**, **Klara Obermüller** wird als erste Präsidentin der Gesellschaft Schweiz-DDR zugegen sein, ebenso **Peter Arbenz**, Brigadier a.D. und gewesener Mitstreiter der Direkthilfe für ungarische Flüchtlinge. Ob diese klingenden Namen ziehen? Der Kulturjournalist **Andreas Tobler**, der den Anlass moderieren wird, zieht noch einen weiteren Trumpf aus dem Ärmel. «Es gibt Gratisbratwürste», twittert er hoffnungsfroh. Also werde es sicher interessant. (rz)

Nachruf



Chronist Israels: Fotograf Rubinger.

David Rubinger (1924–2017) — Wenn Israels Geschichte einen Fotografen brauchte, war David Rubinger stets zur Stelle. Ob im Krieg oder in der Politik: Seit der Gründung des jüdischen Staates im Jahre 1948 hielt er die tragischsten und glücklichsten Ereignisse seines Landes auf mehr als einer halben Million Fotografien fest. Aber 1967 schoss er ein Bild, das ihn weltberühmt machen sollte. Er fotografierte drei Soldaten, wie sie bei der Eroberung der Altstadt von Jerusalem auf die Klagenmauer starren: ehrfürchtig, überwältigt – und erschöpft. Rubinger hatte nicht nur den Mut, den man von einem Frontfoto-

grafenerwartet. Er hatte auch Charme und verschaffte sich damit Zugang zu praktisch allen wichtigen Politikern des Landes, deren Vertrauen er nie missbrauchte.

Ganz nahe

Die sensationslüsterne Suche nach peinlichen Szenen interessierte ihn nicht, er war kein Paparazzo, wollte niemanden blossstellen. Sogar diejenigen, die stets auf ihr Image achten, liessen Rubinger deshalb ganz nahe an sich heran. Sie liessen ihn in ihre Küche (Golda Meir), in ihr Büro (Jitzhak Rabin), oder sie erlaubten ihm zuzuschauen, wie sie ihrer Gattin beim Anziehen der Schuhe helfen (Menachem Begin). Seine Bilder zeichnen sich durch eine sehr intime Nähe aus, ohne dass er dadurch die Privatsphäre verletzt hätte.

Die lange Karriere des gebürtigen Wieners als Chronist begann mit dem Präsent einer französischen Freundin, die ihm im Jahr 1942 seine erste Kamera schenkte. Später, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, kaufte er sich für 200 Zigaretten und ein Kilo Kaffee eine Leica.

Bald schon entstand damit sein erstes professionelles Bild. Als die Vereinten Nationen 1947 beschlossen, Palästina in einen arabischen und einen jüdischen Teil zu zerlegen, fotografierte er jüdische Jugendliche, die zur Feier des Tages auf einen britischen Panzer kletterten.

Ein paar Jahre später schaffte er den Sprung in die Weltklasse der Fotografen, als ihn *Time & Life* unter Vertrag nahm. Am 2. März starb Rubinger im Alter von 92 Jahren in Jerusalem. *Pierre Heumann*

87.
Internationaler
Auto-Salon
und Zubehör
9.–19. März 2017
Genf

GENEVA
INTERNATIONAL
MOTOR
SHOW

www.gims.swiss #GimsSwiss

patexpo OICA SBB CFF FFS
CO₂ TIEFER LEGEN Bequem mit dem Kombibilletts Bahn + Eintritt.

Der Allzweckheilige

Von Peter Keller — Vor 600 Jahren kam Bruder Klaus auf die Welt. Er war Bauer, Ratsherr und Hauptmann, bevor er zum Einsiedler wurde. Als Vermittler soll er die Eidgenossenschaft gerettet haben. Um sein politisches Erbe streiten sich Pazifisten und Konservative gleichermaßen.

Die Kirche traute ihm nicht, diesem Sonderling aus der Innerschweiz. Einem, der nichts mehr isst, zurückgezogen als Eremit lebt und von Visionen brabbelt. Dem angeblich eine weisse Lilie «von wunderbarem Wohlgeruch» aus dem Mund gespriesst sei, «die bald bis zum Himmel reichte». Selbst im religiös durchtränkten Spätmittelalter war diese eruptive Frömmigkeit verdächtig. Man wird ihn misstrauisch beäugen, Wachen aufstellen, erprobte Inquisitoren vorbeischicken, die diesen Mann daraufhin prüfen, ob er tatsächlich keine Nahrung zu sich nimmt, ob hier ein prahlerischer Scharlatan am Werk sei oder doch ein Diener Gottes.

Die Rede ist von Niklaus von Flüe, Bruder Klaus, geboren 1417 im obwaldnerischen Sachseln, «ein feiner [...] schlanker Mann» mit «schmalem Gesicht», wie ihn ein Besucher beschrieben hat. Fünfzig Jahre lang war er ein selbstbewusster Bauer, Hauptmann in verschiedenen Kriegszügen, ein geachteter Ratsherr, obwohl er zeit seines Lebens nie schreiben und lesen lernte. Bis hierhin war er einer von vielen, sicher ein angesehenes, für die damaligen Verhältnisse wohlhabendes Familienoberhaupt, aber keine herausragende Gestalt. Dann kam die dramatische Wende, die ihn erst zur bis heute einmaligen Versöhnungsfigur, zum Landesvater der Schweiz wachsen liess. Zwar habe er sich schon früh in «frommen Werken» geübt, und sein späterer Biograf, der Berner Humanist Heinrich Wölfli (1470–1532), berichtet, dass Klaus als unmündiges Kind seinen Leib alle Freitage «durch Fasten abhärte». Das alles mag rückwirkende Legendenbildung sein; unbestritten sind die tiefe Religiosität, die von Flüe durchdrang, und diese Stimme in ihm, die immer mächtiger wurde.

Fort von den «Verlockungen dieser Welt»

Es muss ein schöner Sommertag im Jahr 1467 gewesen sein, von Flüe ist unterwegs zum Heuen. «Während er sich dorthin begab, rief er andächtig die göttliche Gnade an.» Tatsächlich antwortet ihm eine herabschwebende Wolke, die ihn als törichten Mann beschimpft. Statt sich Gott freiwillig hinzugeben, baue er immer noch auf seine eigene Kraft. Eine Anmassung, ein Irrweg! Durch diese Stimme gewarnt, habe er begonnen, «die häuslichen Dinge, um die er sich bisher so sehr bemühte, für geringer zu achten und stattdessen die himmlischen umso aufmerksamer zu lieben». Eine Abkehr von der Welt in Raten. Nur ist da noch immer die äussere Hülle: Klaus ist ver-

heiratet, Vater von zehn Kindern, eingespannt im landwirtschaftlichen Betrieb.

Aber er weiss um die kirchlichen Vorbilder. Auch wenn er die Evangelien selber nicht zu lesen vermochte, kannte er wahrscheinlich die Matthäus-Stelle, die einen radikalen Bruch mit ebendiesen «häuslichen Dingen» forderte: «Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Ehefrau oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der bekommt es hundertfach wieder, und das ewige Leben dazu.» Die Wüstenväter und Waldbrüder, Eremiten und Heiligen hatten es ihm vorgemacht. Viele unter ihnen verliessen Ehefrau oder Kinder oder Äcker um seines Namens willen. Diesen will er nacheifern. «Als seine Frömmigkeit so von Tag zu Tag immer mehr zunahm»,

Im 21. Jahrhundert würde so einer in den Mühlen des Sozialstaats enden.

schreibt Wölfli, «teilte er seiner geliebten Ehefrau – sie war gleichsam seine treue Beraterin – sein Vorhaben mit.» Er will weg, fort von den «Verlockungen dieser Welt», sich einen geeigneten Ort in der Einsamkeit suchen, «ausliesslich für die geistliche Betrachtung».

Niklaus von Flüe habe, wird seine Frau einem Vertrauten erzählen, die feste Absicht gehabt, «als Wallfahrer ins Ausland zu gehen und von einem heiligen Ort an den andern zu wandern». Für den Historiker Pirmin Meier liegt hier ein Fall von sogenannter *Xeniteia* vor, «der Wunsch, vor der Welt und vor sich selber ein Fremdling zu werden», das Ideal der asketischen Heimatlosigkeit zu leben, wie es die irischen Wandermönche taten. Das Sachler Kirchenbuch bestätigt diese Annahme. Es berichtet, wie Klaus die Absicht hatte, «sin wyb, kind und guet zu verlassen und sin leben im ellend zue vollenden». Im heutigen Wort «Elend» hat sich das mittelalterliche *ellend*, synonym mit «Fremde», eingekapselt.

Klaus versteckt sich im Dornengestrüpp

Dorothea, die Frau, ist von seinen religiösen Anwandlungen wenig begeistert. Die familiären Sorgen überwiegen. Er muss sie bereden, überzeugen, ohne ihre Zustimmung will und darf Klaus nicht aufbrechen, schliesslich bindet ihn das heilige Sakrament der Ehe. Als er sie immer öfter um Einwilligung angeht, «gab

sie – zwar ungern – den beschwerlichen Bitten nach». Das Unternehmen endet im Fiasko. Bis nach Liestal kommt der Neo-Pilger, dort erreicht ihn in der Nacht ein Strahl vom Himmel, dass er dabei einen Schmerz empfindet, «als ob ihm mit einem Messer der Leib aufgeschnitten» würde. Im Morgengrauen schleicht er weg, meidet öffentliche Orte, kehrt «direkten Schrittes» zurück in seine Heimat, ohne aber zu Hause vorbeizugehen. Er versteckt sich auf einer abgelegenen Alp im Melchtal, die zu seinem Gut gehört, «in einem dichten Dornengestrüpp». Acht Tage lang verharrt er dort ohne Speis und Trank, «ohne dass jemand von ihm wusste». Bis er schliesslich zufällig von Jägern entdeckt wird, die einer Wildspur folgten. Im 21. Jahrhundert würde so einer in den Mühlen des Sozialstaats enden. Wie aber reagiert sein damaliges Umfeld auf den Unklärlichen?

Mit seiner verunglückten Pilgerreise beginnt von Flües Abstinenz, die schliesslich zwanzig Jahre lang, bis zum Tod, andauern wird. Der Autor Pirmin Meier hat in seinem Buch «Ich, Bruder Klaus» diesen Umstand zentral abgehandelt. «Ohne sein Nichtessenkönnen wäre Klaus ein Waldbruder wie viele hundert andere in der damaligen Schweiz geblieben.» Meier spricht von einem Rätsel, «sicher kein Wunder», doch habe er von Flüe in seinen «anorektischen Höhenflügen» so ernst genommen wie den von dichterischen Offenbarungen gepeinigten Franz Kafka, der sagte: «Ich bin der magerste Mensch, den ich kenne.»

Für seine Zeitgenossen und darüber hinaus bleibt die totale Nahrungsverweigerung die verstörende Frage schlechthin. Trotz aller persönlichen Bescheidenheit habe ihn ebendiese Sache von seinen Mitmenschen unterschieden, so der Publizist Roland Gröbli: «Es war diese fast zwanzigjährige Abstinenz von Speise und Trank, die seinen Ruf weit über die Innerschweiz und die Eidgenossenschaft hinaustrug.» Das Gerücht kam auch den Kirchenoberen zu Ohren. Der Bischof von Konstanz wird 1469 eine erste Inquisition, Untersuchung, anordnen. Per Ratsbeschluss stellte Obwalden Wächter an, die den Eremiten während eines Monats überwachten, doch man fand nichts, «was religiöse Heuchelei aus eitler Prahlerie verriet» (Heinrich Wölfli).

Bruder Klaus wird in ein fulminantes Jahrhundert der Eidgenossenschaft geboren. Als er 1417 auf die Welt kommt, haben die eidgenössischen Städte und Länder gerade den Aargau



Zunächst sah alles nach Scheitern aus: Stanser Verkommnis von 1481.

erobert und damit den Stammsitz und das ursprüngliche Kernland der Habsburger. Die Eidgenossen erlangen erstmals gemeinsame Untertanengebiete – ausgerechnet von den ehemaligen Vögten, die die Vorfahren aus den inneren Alpentälern vertrieben und deren Ritterheer sie 1386 bei Sempach vernichtet hatten. 1461 kommen der Thurgau und weitere Gebiete wie das Sarganserland oder das Rhein-

tal hinzu. Als auch noch Winterthur verlorengeht, hat Österreich bis auf das Fricktal sowie Laufenburg und Rheinfelden im Aargau alle früheren linksrheinischen Besitzungen eingebüsst.

Doch der eigentliche machtpolitische Höhepunkt der Eidgenossen sollte erst noch kommen. Bern blinzelte schon länger in Richtung Westschweiz, erobert die Städtchen Murten

und Grandson. Das ruft die Schutzmacht der Savoyer auf den Plan: Herzog Karl der Kühne aus dem Burgund soll die frechen Berner und ihre Verbündeten massregeln. Es kommt anders: Die Schweizer Truppen zerlegen die Burgunder in drei Kriegen. Nach dem Triumph folgen die typisch innereidgenössischen Zwistigkeiten, etwa um die unermessliche Beute. Zürich, Bern, Luzern, Freiburg im Üechtland und Solothurn schliessen ein eigenes Verteidigungsbündnis und Burgrecht ab; die Stadtorte wollen damit die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in die Eidgenossenschaft durchsetzen.

Die Länderorte reagieren betupft, sie fürchten eine Übermacht der Städte im Bund und hegen teilweise Sympathien für die städtischen Untertanen. Unmittelbar nach dem Burgrechtsvertrag kommt es zum Amstaldenhandel, einer Verschwörung der Obwaldner und des angrenzenden Entlebuch unter dem Schüpfheimer Wirt Peter Amstalden. Der Aufbruch scheitert, Amstalden wird in Luzern zum Tod verurteilt und hingerichtet. Doch der Schrecken bei der städtischen Obrigkeit sitzt tief: Was, wenn die Innerschweizer sich ernsthaft mit ihren Untertanen verbünden? Auf der anderen Seite sehen die Urkantone mit Sorge, wie sich die Macht innerhalb der Eidgenossenschaft verschiebt in die peripher gelegenen, wirtschaftlich erfolgreicher Städte.

Im Stanser Verkommnis von 1481 werden diese Spannungen weitgehend beigelegt. Dabei sah zunächst alles nach Scheitern aus. Beide Seiten beharrten auf ihren Positionen. Kurz vor Abbruch der Verhandlungen machte sich noch in der Nacht Heini Amgrund, Pfarrer von Stans, zu Fuss auf in den Ranft – ein mehrstündiger Gewaltmarsch. Der Luzerner Chronist Diebold Schilling wird die Ereignisse ikonografisch festhalten. Er durfte als Knabe seinen Vater, der als Schreiber in Stans amtierte, begleiten. «Man konnte sich nicht mehr helfen, keiner traute der Stimmung, und wenn sich niemand besser besinnen konnte, musste es wohl Krieg geben.» Die Abgesandten waren schon daran aufzubrechen, als Heini «schwitzend» herbeigerannt sei mit der Bitte, die Männer sollten sich doch «um Gottes und um Bruder Klausen willen» wieder zusammensetzen und anhören, was der Weise vom Ranft mitzuteilen habe.

«Macht den Zaun nicht zu weit»

Tatsächlich konnten sich die Orte einigen. Freiburg und Solothurn wurden in den Vertrag aufgenommen, dafür wurde das Burgrecht abgeschafft. Man bekräftigt den Landfrieden, und die Unterzeichnenden verpflichten sich, keine fremden Untertanen aufzuwiegeln und sich gegenseitig Hilfe zu leisten bei allfälligem Aufbruch. Symbolisch sollen die eidgenössischen Bünde alle fünf Jahre in jedem der Orte neu beschworen werden. Im Stanser Verkommnis

Die führende Militärzeitschrift der Schweiz

Mit dem Schweizer Soldat erhalten Sie wertvolle Informationen und Hintergründe, die in keiner Tageszeitung stehen.



Bestellcoupon

- Jahres-Abonnement, 11 Ausgaben inklusive E-Paper und Archivzugriff für Fr. 64.50 (Ausland: Fr. 98.–)
- Probe-Abonnement, 3 Ausgaben inklusive E-Paper für Fr. 20.–

Vorname _____

Name _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

E-Mail _____



Auf PC, Tablet oder Smartphone. Immer zur Hand, immer dabei, mit Zugriff auf das gesamte Archiv.

Abonnieren



Demo-E-Paper



Abonnemente:

www.schweizer-soldat.ch/abonnieren

Schweizer Soldat, Postfach 2362
Fürstenlandstrasse 122, 9001 St. Gallen
Telefon 071 272 71 96, soldat@nzz.ch



Nationaler Patron: jährliches Gedenken an Niklaus von Flüe, Sachseln.

findet Bruder Klaus als weiser Mahner seine letzte Berufung. Der Kreis schliesst sich: Aus dem frommen Bauernjungen wurde erst ein einflussreicher Ratsherr, bis er sich von den irdischen Dingen abwandte. Doch schon bald darauf wurde aus dem Eremiten ein gefragter Ratgeber – auch in politischen Dingen. «Seine Meinung und sein Rat waren immer: Frieden, Ruhe im Vaterland, Einigkeit mit den Nachbarn, auch das Lob Gottes und vor allem Gehorsam gegenüber den Obrigkeiten», so der Chronist Hans Salat (1498–1561).

Salat gibt auch jene Worte wieder, die bis heute als politisches Vermächtnis von Flües nachwirken: «O liebe Freunde, macht den Zaun nicht zu weit, damit ihr um so besser in Frieden, Ruhe, Einigkeit und in eurer sauer erworbenen, löblichen Freiheit bleiben könnt. Beladet euch nicht mit fremden Angelegenheiten! Bindet euch nicht an fremde Herrschaften! Hütet euch vor Spaltung und Eigennutz! Hütet euer Vaterland, bleibt dabei und meidet den Krieg. Wenn jedoch jemand euch überfallen will, dann kämpft tapfer für eure Freiheit und für das Vaterland.»

Diese Worte sind erst Jahrzehnte nach seinem Tod so wiedergegeben worden, ihren Sinn hat trotzdem niemand bezweifelt. Es sind, zugegeben, biegsame Mahnungen. Wie Pirmin Meier ausführt, verurteilte Klaus den grenzverletzenden Amstaldenhandel zwischen seinen Landleuten und den Entlebucher Aufständischen, und er setzte sich vehement für das spätmittelalterliche Zaunrecht ein. Die rechtlich klare Abgrenzung zwischen privatem Eigentum und Gemeinbesitz war eine Voraussetzung für den Frieden und ein Mittel gegen die grassierenden Konflikte um Marksteine und Grenzziehungen. Hans Salat bezog

den Satz auf die Berner Expansionsgelüste des Waadtland betreffend, die ihm missfielen. Bis heute dient das Zaun-Zitat als höherer Fingerzeig, um der Schweiz aussenpolitische Zurückhaltung und Neutralität aufzuerlegen.

Politisches Gerangel

Erstaunlich ist, wie dieser spätmittelalterliche Mystiker seine Stellung als Mahner und Versöhner bewahren kann, selbst über die Reformation hinaus, die das Land auf Jahrhunderte spaltete. Huldrych Zwingli verweist in seinen Predigten auf Bruder Klaus als moralische Autorität, der deutsche Humanist Johannes Trithemius bringt das Zaun-Motiv sinngemäss schon Anfang des 16. Jahrhunderts: «Wenn ihr in euren Grenzen bleibt, so kann euch niemand überwinden...» In den norditalienischen Wirren rund um Marignano 1515 tauchen Lieder auf, die das Söldnerwesen in fremden Diensten anprangern unter Berufung auf den Ranft-Heiligen: «bruder Claus in seim leben, hat euch den rat nit geben, gefolgt hett ir im eben, ir werent nit so weit gezogen in fremde streit!» Wenn nun der linke Historiker Josef Lang das Zaun-Zitat als reine «Erfindung» abtut, ignoriert er sowohl die Bedeutung des spätmittelalterlichen Zaunrechts wie auch die ganze Tradition der Bruder-Klaus-Referenzen, die schon sehr früh einsetzt.

In inneren und äusseren Krisen der Eidgenossenschaft wurde an von Flües beispielhaftes Wirken erinnert. Als einzige historisch reale Figur steht heute eine Bruder-Klaus-Statue unter der Kuppel des Bundeshauses, die Hand schützend und segnend vor sich haltend. Entstanden ist der Parlamentsbau gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als in der Schweiz der Kulturkampf zwischen Konservativen und

Liberalen tobte. Die Botschaft der Erbauer war klar: Niklaus von Flüe steht für die Versöhnung nach innen, die politischen Lager sollen sich im Interesse des Landes zusammenraufen – allen Gegensätzen zum Trotz. Der freisinnig dominierte Bundesstaat stand in der Pflicht, die katholische Schweiz in seinen Institutionen zu integrieren. Ein erster Schritt ist der Einzug des Luzerners Josef Zemp in die Regierung 1891.

Zum 600. Geburtstag des Eremiten 1917 gibt der Nidwaldner Staatsarchivar Robert Durrer eine umfangreiche Quellenedition heraus (zu finden auf www.nvf.ch). Nach seinen Entwürfen entsteht nach dem Ersten Weltkrieg in der unteren Ranftkapelle ein Wandbild. Es zeigt die Schweiz als Friedensinsel, umgeben vom Kriegschaos, geschützt und behütet von Engeln und Bruder Klaus. «Wir erkennen hier das schweizerische Selbstverständnis mit ihrer immerwährenden Neutralität», hält Christoph Blocher in seiner Würdigung grosser Zentralschweizer Persönlichkeiten 2014 fest.

Im aktuellen Jubiläumsjahr flammt das Gerangel um das Erbe des Landesheiligen nochmals auf. Ein CVP-naher Anlass mit Parteipräsident Gerhard Pfister nahm sich dem «Vermächtnis und Verpflichtung» von Bruder Klaus an, im August findet eine nationale Gedenkfeier in Sachseln statt. Die beiden Referenten, alt Bundesrat Christoph Blocher

«Wenn jedoch jemand euch überfallen will, dann kämpft tapfer für eure Freiheit und für das Vaterland.»

und der Churer Bischof Vitus Huonder, sorgen für maximale Erregung im kirchlichen Justemilieu. Das sind kleinliche Reaktionen, die zudem von wenig historischem Verständnis zeugen: Das Leben und die Wirkungsgeschichte Niklaus von Flües zeigen gerade, dass er über alle politischen und konfessionellen Gräben hinweg seine Stellung als nationaler Patron wahren konnte. Darin liegt allerdings auch die Tragik dieses sperrigen Eremiten: Er wurde zum Allzweckheiligen zurechtgeschliffen, der von der pazifistischen Linken wie den Konservativen gleichermaßen beansprucht wird.

Offizieller Obwaldner Staatsakt: 30. April

Würdigung von Bruder Klaus durch alt Bundesrat Christoph Blocher und Bischof Vitus Huonder: 19. August

Weitere Hinweise auf Veranstaltungen und Publikationen auf www.mehr-ranft.ch

«Der wohl integerste Schweizer»

Von Peter Keller — Bruder Klaus verlässt Frau und Kinder, verweigert jede Nahrung, rettet die Eidgenossenschaft und mahnt: «Machet den Zaun nicht zu weit!» Sein Biograf Pirmin Meier nimmt Stellung.

Welche Bedeutung hatte Bruder Klaus für seine Zeitgenossen?

Er war im Alpenraum der lebende Heilige. Eine magische Persönlichkeit. «Wer den Magen beherrscht, ist der wahre Häuptling», vermerkte der Literaturnobelpreisträger Elias Canetti zu den australischen Aborigines. Dies galt in gewisser Hinsicht damals auch für die Schweizer Ureinwohner. Noch Carl Gustav Jung war vom rätselhaften Nichtessenwollen des Beters überzeugt. «Wer noch etwas braucht, wirkt nicht.»

Bruder Klaus soll 1481 beim Stanser Verkommnis vermittelnd eingegriffen haben. Hat er damals die Eidgenossenschaft gerettet?

Ich halte das für übertrieben. Das Zusammenraufen an den Tagsatzungen wegen des Stadt-Land-Konflikts dauerte Jahre. Ohne die Einigung in Stans hätte man sich mutmasslich später wieder getroffen, auch wenn der Konflikt – ich denke an die bäuerlichen Untertanen – nicht befriedigend gelöst worden wäre. Der Pakt von Stans war eher ein langfristiger Aufruf zu Kompromissen als eine Verfassung. Man erinnerte sich bei den innereidgenössischen Bruderkriegen (Villmergen, Sonderbund) an Bruder Klaus, zumal zur Zeit der Weltkriege. Während des Ersten Weltkrieges war es für den Bundesrat kein Luxus, zum 500. Geburtstag des Seligen [März 1917] alle Glocken läuten zu lassen.

Wie konnte Niklaus von Flüe zum Landesheiligen werden – auch für die reformierte Schweiz?

Er war – Zwingli, General Guisan und gewisse Bundesräte inbegriffen – in seiner demütigen Selbstverkleinerung bei Relativierung alles Politischen der wohl integerste Schweizer. Für Reformierte zählte «Unkäuflichkeit» als ethischer Impuls. Für den protestantischen Theologen Karl Barth war er ein Heiliger im Sinne des Apostels Paulus, also auf keine Heiligsprechung angewiesen.

Kritiker sagen, sein berühmtestes Wort, «Machet den Zaun nicht zu weit!», sei ihm später untergeschoben worden.

Fast keiner dieser Kritiker kennt die Inner-schweizer Zaunrechte aus dem 15. Jahrhundert und die Urkunden von Hensli Schriber, dem Schreiber von Klaus, in denen Marchen, Hage, Zäune und Grenzen bis zum Gehtnichts mehr verrechtlicht wer-



Mystische Abgeschiedenheit: Bruder Klaus.

den. Einhaltung des Zaunrechts war eine Bedingung des Friedens. Es bleibt jedoch richtig, dass obige Aussage erst im 16. Jahrhundert beim Chronisten Hans Salat auftaucht. Mit dieser Feststellung kann man aber das Zaunrecht als Basis für den Umgang mit Nachbarn nicht relativieren. Ein Politikum!

Er entwickelte ein kritisches Verhältnis zum Söldnerwesen. War er ein Pazifist?

Klaus hat noch vier Jahre nach seiner Heirat als Hauptmann der Obwaldner an einem längeren Soldzug nach Nürnberg teilgenommen, was niemand als Verlassen der Familie interpretierte. Sein Sohn Hans scheint noch zu Lebzeiten des Vaters die Stadt Bregenz gebrandschatzt zu haben. Im Alten Zürichkrieg deutete sich ein «mildernder Einfluss» von Hauptmann Klaus von Flüe an. Die Obwaldner setzten durch, dass die Besatzung von Greifensee statt verbrannt «nur» geköpft wurde. Ist das Pazifismus? Der spätere Einsiedler empfand Ekel vor der Käuflichkeit seiner Landsleute. Damit konnte er sich aber nicht einmal bei der eigenen Familie durchsetzen.

Niklaus von Flüe verliess seine Frau und seine zehn Kinder, um als Eremit zu leben. Heute: ein Fall für die Kesb?

Fünzig Tage vor seinem Auszug als Pilger (wie zwei Jahre zuvor in Bern derjenige Adri-

an von Bubenbergs) war sein ältester Sohn schon mit einer reichen Landammannstochter verheiratet, womit der Aufstieg zu den Grossbauern abgeschlossen war. Schon die Heirat seines Vaters und Klaus' eigene mit Dorothea Wyss, einer Ratsherrentochter, entsprachen der Familienstrategie. Vor Klaus von Flüe wurde bereits der verheiratete Ritter Hans von Aarwangen, Gatte einer schwerreichen Ehefrau, im Entlebuch Einsiedler. Der Hinweis auf die Kesb ist bar jeder Ahnung von dem Pilger- und Einsiedlerwesen von damals. **Visionen suchten ihn heim. Hatte er einfach zu viel Fantasie?**

Aus unserer Sicht, ja. Die Visionen mit den Zuständen, die er dabei erlitt, sind vergleichbar mit denjenigen des prophetischen Alphabeten Mohammed. Nur dass Klaus' Visionen nie auf Gewalttätigkeit hinausliefen. **Er war ein Mann der Macht (als Hauptmann, Politiker, Ratgeber). In Ihrer Biografie wollten Sie aber seiner Ohnmacht «ein Denkmal» setzen. Was meinten Sie damit?**

Über den löblichen Rat des Zusammenraufens hinaus ist er wohl der am gründlichsten missverstandene Schweizer. Nicht mal für den Freiheitskampf der Entlebucher hatte er etwas übrig. Zwar hat er, vierundzwanzig Stunden am Tag in Rufweite erreichbar, seine

«Klaus' Visionen liefen nie auf Gewalttätigkeit hinaus.»

Familie nicht verlassen. Aber die Welt, die Schweiz, die Politik und der weitere Aufstieg der Familie lagen hinter ihm. Er lebte die mystische Abgeschiedenheit. Die Hostie hat er weder berührt noch konsumiert, sondern hat sich durch die Betrachtung derselben mit dem Auge gestärkt. Für seine Familie aber war der Vielbesuchte nachweisbar ein Geschäft. Der Heilige konnte fast nichts dafür, was mit ihm und aus ihm gemacht wurde.



Autor und Historiker Pirmin Meier hat zahlreiche Bücher publiziert – darunter die Biografie «Ich, Bruder Klaus von Flüe»; Unionsverlag 2014. 560 S., Fr. 43.90



Werte

Politik der Bescheidenheit

Bruder Klaus wies die Schweiz auf den richtigen Weg. Ein Kleinstaat muss seine Grenzen kennen.

Das gilt auch für die Politiker.

Von Gerhard Pfister

Alle kennen den Rat von Niklaus von Flüe: «Machet den Zaun nicht zu weit.» Unabhängig davon, ob er diesen Satz wirklich sagte, kann man sich fragen, ob er richtig sei. Er ist es, in einem politischen, aber auch menschlichen Sinn. Die einzige erfolgreiche Strategie eines Kleinstaates ist es tatsächlich, seine Grenzen zu kennen, sich nicht zu überschätzen, nicht zu meinen, man müsse eine grössere Rolle spielen, als einem zusteht. Das Selbstbewusstsein eines Kleinstaates darf nicht auf seiner territorialen Grösse, sondern muss auf seiner Leistung basieren. Die Aufforderung zur Bescheidenheit richtet sich auch an die Politiker selbst. Bescheidenheit bei Politikern zeigt sich zum Beispiel im Respekt vor Volksentscheiden, insbesondere dann, wenn diese ihnen nicht passen. Ein Politiker soll den Zaun, den Machtanspruch, nicht zu weit machen, auch den eigenen gegenüber dem Volk nicht.

Der Rat taugt auch zur persönlichen Lebensführung. Bruder Klaus' Herz war weit, doch er wusste, dass der Mensch auch Grenzen braucht. Wir leben in einer entgrenzten Welt – politisch, ökonomisch, moralisch. Es ist ein Widerspruch, aber ein nötiger: Eine offene Gesellschaft braucht Grenzen. In jeder Hinsicht. Der ehemalige deutsche Bundespräsident Gauck sagte: «Verantwortliches Handeln heisst: aus Freiheit ein Freund mancher Gren-

Für Niklaus von Flüe ist Glauben nicht das, was man denkt, fühlt. Glauben ist das, was man tut.

zen sein.» Wer den persönlichen Zaun masslos zu weit macht, scheitert. Es ist aber schwieriger, das bei sich selbst zu tun, als es von andern zu verlangen.

Niklaus von Flüe war Mystiker. Er glaubte an eine direkte Gottesbegegnung und -erfahrung in der Seele. Schon damals war Mystik eine Provokation. Weil sie wörtlich nimmt, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Weil

sie daraus folgert, dass jeder Mensch Gott direkt in sich erfahren kann, ohne Vermittlung durch eine Institution, die Kirche. Bruder Klaus sieht Gott als umfassendes Sein. Gott ist umfassend, Gott ist die Welt und in der Welt. Ausserhalb von ihm gibt es nur das Nichts. Das



Selbstbewusstsein eines Kleinstaates: Blick in den Nationalratsaal.

heisst: Das menschliche Leben, jeder Mensch, ist göttlich. Deshalb wird Religion politische Handlung. Einfach gesagt: Für Niklaus von Flüe ist Glauben nicht das, was man denkt, fühlt. Glauben ist das, was man tut.

Manche halten einen solchen Glauben fälschlicherweise für weltabgewandt. Bruder Klaus' Abwendung von der Welt, von der Familie, vom gesellschaftlichen Leben könnte man leicht als Flucht aus der Welt verstehen. Das Gegenteil ist der Fall. Bruder Klaus' gesellschaftlicher Einfluss wuchs, je mehr Distanz er zu dieser Welt schuf. Es ist überheblich, wenn man ihn heute dafür kritisiert, dass er nicht bei seiner Familie blieb. Man unterschätzt seine Gründe, man unterschätzt aber vor allem die Stärke seiner Frau.

Was bleibt von ihm?

Bruder Klaus besass erstens ethisch-kulturelles Orientierungswissen. Damit konnte er seine friedensstiftende Ratgeberaufgabe erfüllen. Er stellte das dar, was wir heute wieder

brauchen: übergeordnete Werte. In der heutigen Gesellschaft zählen dagegen vordergründig Messbares, Ratings, Zertifikate. Wir vernachlässigen die ethische Dimension unseres Menschseins und unsere humane Energie. Bruder Klaus wirkte zweitens mit seiner

Person. Das machte ihn zur Autorität in allen Bevölkerungsschichten. Der Einsiedler predigte nicht, sondern er lebte vor und regte als Kreuz- und Querdenker zum Nachdenken an. Wir brauchten mehr Leute, die etwas vorleben, und weniger, die nur etwas vorschwätzen oder moralisieren. Nicht der Slang der Frömmel ist wichtig, sondern die ehrliche Grundhaltung.

Mitten im Leben

Bruder Klaus stand drittens mitten im Leben. Er verfügte über reiche Lebenserfahrung als Bauer, Familienvater, Politiker und Vorgesetzter bei militärischen Einsätzen.

Auch heute gilt: Nur wer über reiche Lebenserfahrung verfügt, kann glaubwürdig wirken.

Bruder Klaus suchte viertens die Abgeschiedenheit. Dort holte er die Kraft für sein Wirken. Wer Menschen zusammenführen will, integrieren will, braucht Distanz. Auch heute gilt: Nur aus der Ruhe und Stille lässt sich in einer lauten Welt der Social Media glaubwürdig und nachhaltig vermitteln. Es lohnt sich, Niklaus von Flüe zu vereinnahmen. Ihn sich zu eigen zu machen. Auch oder gerade heute.

Gerhard Pfister ist Nationalrat und Präsident der CVP Schweiz. Der vorliegende Text basiert auf einer Rede, die er am 1. März am «Politischen Aschermittwoch im Entlebuch» in Heiligkreuz gehalten hat.

Quellen:

Carl Bossard: Bruder Klaus – zwischen Mystik, Politik und Geld. Unpubliziertes Manuskript

Ders.: Niklaus von Flüe und die alte Eidgenossenschaft – Der Mystiker als Antiheld in heroischer Zeit. Unpubliziertes Manuskript

Verschoben abgehoben

Von Christoph Mörgeli

Die Erstausgabe der *Schweiz am Wochenende* wollte es am Samstag knackig, knallig und knusprig. Sie wurde fündig bei ein paar Sozialdemokraten in Euphorie. Im Machtrausch. Im Siegestaumel. Nach der (von den Bürgerlichen) versenkten Unternehmenssteuerreform III träumen diese abgehobenen Sozis vom totalen Durchmarsch: «30 Prozent Wähleranteil im Visier.» Zur kleinkarierten Welt der Zahlen nur so viel: Der SP-Anteil bei den letzten Wahlen betrug 18,8 Prozent. Dies bedeutete minus drei Nationalratssitze. Auch der Walliser Wahlsonntag nach dem beschwipsten Samstag endete grau in grau: Die SP stagnierte im Kantonsparlament, während die Grünen und die SVP zulegten.

Doch der Unia-Gewerkschafter Corrado Pardini schwärmt mit südländischem Temperament von einer «historischen Chance». Er fordert: «Wir müssen selbstbewusst 30 Prozent Wähleranteil anstreben.» Endlich sei sie angebrochen, die allumfassende Wende, der totale Umbruch, das «sozialdemokratische Zeitalter». Auch SP-Fraktionschef Roger Nordmann schätzt das Potenzial seiner Partei «auf 30 Prozent» ein. An den vorläufig noch fehlenden 11,2 Prozent wird jetzt gearbeitet. Hart gearbeitet. Mit 18-Stunden-Woche. Aber lieber im Teilzeitpensum. Dank Gesamtarbeitsvertrag mit Mindestlohn. Und vereinbar mit Familie und Freizeit.

Die SP hat es neuerdings auf den Mittelstand abgesehen. Doch mit einem Programm, das seit 1888 fast ständig radikaler geworden ist, wird der 30-Prozent-Raubzug kein Kinderspiel. Mit der Überwindung des Kapitalismus und der Abschaffung der Armee dürfte die SP den Mittelstand kaum in Scharen ins rote Lager treiben. Mit Fremdenverhättschelung, Gewaltdemo-Sympathien und Personenfreizügigkeiten wird die SP die Arbeiter nicht zurückgewinnen. Übermut tut selten gut. Auch mir bestens bekannte SVP-Politiker träumten schon von einer Volkspartei mit 40, 45, ja 50 Prozent Wähleranteil.

Aber vielleicht ist der Anspruch der Genossen auf einen Drittel der Wählerschaft alles andere als abwegig. Allerdings nicht im Sinne der Eroberung des Werkplatzes, wie es Pardini und Nordmann vorschwebt. Sondern im Sinne der Eroberung aller beamteten Festangestellten in einer ständig weiter wuchernden Staatssphäre. Doch vorderhand sind die Dreissig-Prozentigen Angeber, Prahlhänse und Grossmäuler. Also die typischen Vertreter des oral existierenden Sozialismus.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Atom-Doris kriegt mehr als SBB-Meyer

Von Peter Bodenmann — Faktenfreie *Gschichtli* lenken von den wahren Problemen ab.



Neider können nicht rechnen: Post-Chefin Ruoff (l.), Bundesrätin Leuthard, SBB-CEO Meyer.

Die «Abzocker»-Initiative war ein Flop. Weil die SVP Thomas Minder erfolgreich in ihren Sack gesteckt hat.

Die Schweiz hat eine ganze Reihe von staatlichen Betrieben. Weil die Menschen in der Schweiz ihre Swisscom, ihre Elektrizitätswerke, ihre Post und ihre SBB nicht oder nur teilweise verkaufen wollen und werden. Und dies, obwohl lange nicht alles rund läuft. Die Swisscom hat es verpasst, die Schweiz rechtzeitig und flächendeckend mit einem Glasfasernetz zu versorgen. Stattdessen melkt sie uns Konsumenten mit zu hohen Tarifen und Roaming-Gebühren. Die entscheidende Frage: Wird CEO Schaeppi das G-5-Netz bis 2020 flächendeckend aufschalten?

Unsere Nationalbank hat in Sachen Frankenkurs versagt. Anders die Schweden und die Dänen. Sie geben den Spekulanten erfolgreich den Tarif durch. Selbstfahrende Elektroautos und Busse werden die Mobilität verändern wie das Natel die Kommunikation. Die SBB haben spät begriffen, wohin die Reise geht. Werden sie ihren Rückstand aufholen können? Das ist leider mehr als fraglich. Die Post müsste in Sachen Mobilität mit der SBB zusammenarbeiten. Und umgekehrt. Obwohl beide dem Volk gehören, will das bisher nicht klappen. Jeder ist für sich unterwegs. Im politischen Raum stehen die Forderungen, dass Urs Schaeppi, Andreas Meyer, Susanne Ruoff und Co. nicht mehr verdienen sollen als unsere Bundesräte. Der Stän-

derat hat einen entsprechenden Vorstoss angenommen. Die faktenfreie *Gschichtli*-Politik will uns weismachen, dass unsere Bundesrätinnen und Bundesräte weniger als 500 000 Franken verdienen. Und deshalb nur halb so viel wie unsere staatlich besoldeten Manager. Wahr ist: Bundesrätinnen und Bundesräte haben Anspruch auf viele Extraleistungen. Etwa in Sachen Pensionsansprüche. Wenn man diese richtigerweise mit einem Umwandlungssatz von 5 Prozent bewertet, verdienen Bundesräte heute pro Jahr 1,2 Millionen Franken.

Die UBS ihrerseits überlebt nur dank der Staatsgarantie. Ihr Verwaltungsratspräsident Axel Weber verdient mehr als Schaeppi, Meyer, Ruoff und Jordan zusammen. Früher oder später wird sich die ganze Aufregung in Luft auflösen. Weil unsere Manager im Durchschnitt weniger verdienen als unsere Bundesräte.

Notwendig wäre anderes:

Swisscom-Chef Urs Schaeppi muss bis 2020 das flächendeckende G-5-Netz realisiert haben. Thomas Jordan wird – wie einst Dr. Lusser selig – in die Wüste geschickt, wenn er den Frankenkurs nicht in den Griff bekommt. Post und SBB werden unter neuer Leitung fusioniert, wenn die beiden Betriebe in Sachen Mobilität nicht endlich gemeinsam ein zukunftsträchtiges Konzept vorlegen und realisieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Mann der Widersprüche

Von Kurt W. Zimmermann — Christoph Blocher kommt mit seinen Zeitungsplänen nicht voran. Er steht sich selber im Weg.

Den *Blick*, das hat Christoph Blocher nie verschwiegen, den *Blick*, den hätte er liebend gern.

Blocher hat mehrmals versucht, das Boulevardblatt zu bekommen. Er versuchte es erst mit offenem Visier. Das war chancenlos. Im Hause Ringier stiess die Anfrage des früheren SVP-Bundesrats auf sofortige Abwehr.

Dann versuchte es Blocher mit verdecktem Visier, also über Strohmänner. Ein Beispiel war etwa der Unternehmer Andy Rihs, der für Blocher bei Ringier anfragte, ob der *Blick* zu haben sei. Es wurde ebenfalls nichts daraus.

Nun gab es einen erneuten Versuch, den *Blick* zu kaufen. Martin Wagner, der Anwalt von Blochers *Basler Zeitung*, fühlte bei Ringier vor. Er nannte laut *NZZ am Sonntag* als Interessenten den Autounternehmer Walter Frey und als Kaufpreis 230 Millionen Franken. Das ist ein eher hoher Preis für die *Blick*-Gruppe, die rund hundert Millionen Franken Umsatz macht. Wagner wollte also ergründen, bei welcher Grenze Ringier schwach werden würde.

In Wirklichkeit, da bin ich mir recht sicher, war Christoph Blocher der Mann dahinter. Er wollte wissen, bei welcher Grenze Ringier schwach werden würde. Man hätte dann ja immer noch weiterverhandeln können.

Blocher steckt in einem Dilemma. Einerseits – hier ist er Politiker – will er unbedingt seine *Basler Zeitung* zu einem grösseren Zeitungsverband ausbauen. Andererseits – hier ist er Unternehmer – will er nur Zeitungen, die auch rentabel sind.

Bei der *Basler Zeitung* ist ihm dieser Spagat zwischen Ideologie und Geschäft geglückt. Im letzten Jahr machte sie fünf Millionen Franken Reingewinn.

Sonst allerdings sagt der Unternehmer Blocher oftmals nein, wo der Politiker Blocher ja sagen möchte.

Verleger Peter Wanner etwa bot Blocher seine *Schweiz am Sonntag* an, für rund fünfzehn Millionen Franken. Blocher lehnte ab, weil das Blatt fast nur Kombi-Abonnenten mit Wanners *Aargauer Zeitung* hatte und darum stets defizitär bleiben würde. Wanner blieb darauf nichts anderes übrig, als sein Sonntagsblatt einzustellen.

Tamedia-Verleger Pietro Supino wiederum schlug Blocher vor, dessen *Basler Zeitung* gegen seine Regionalblätter wie die *Zürichsee-Zeitung* und den *Landboten* einzutauschen und dazu eine zusätzliche Ausgleichszahlung zu leisten. Auch dieser Deal klappte nicht, weil man sich über die Konditionen nicht einigen konnte.



Dilemma: Christoph Blocher.

Dasselbe Problem hat Blocher bei den Plänen für seine Gratis-Sonntagszeitung. Auch hier ist er hin- und hergerissen. Politisch bekäme er endlich die ersehnte landesweite Präsenz. Unternehmerisch aber ist das Unterfangen unsicher.

Auch hier gab es Gespräche mit Tamedia. Das Zürcher Medienhaus würde Blochers neue Zeitung drucken und ihm am Sonntag auch die bestehenden Zeitungsboxen ihres Gratisblatts *20 Minuten* zur Verfügung stellen. Als Gegenleistung will sich Tamedia an der *Basler Zeitung* beteiligen können.

Trotz solch hilfreicher Kooperation ist Blocher unentschlossen. Denn die Sonntagspresse hat ihre besten Zeiten hinter sich. Selbst der Marktleader *Sonntagszeitung* kommt bei den Anzeigeneinnahmen nur noch auf 25 Millionen Franken, der *Sonntagsblick* liegt deutlich unter 20 Millionen Franken.

Der Unternehmer Blocher geht mit seinem rein werbefinanzierten Sonntagstitel damit ein erhebliches Risiko ein. Zwanzig Millionen Franken an Einnahmen braucht er mindestens im Jahr, um den Break-even zu schaffen.

Wenn es derzeit in der Schweizer Presselandschaft Bewegung gibt, dann ist fast immer Christoph Blocher mit im Spiel. Aber die Bewegung endet oft im Stillstand.

Der Unternehmer Blocher steht dem Politiker Blocher im Weg.

Erdogan

Von Henryk M. Broder — Was macht Deutschland und die EU?

Ich bin auch deren «Bundeskanzlerin», sagte Angela Merkel Ende August letzten Jahres in einem Interview innerhalb der ARD-Reihe «Bericht aus Berlin». Mit «deren» meinte sie die in Deutschland lebenden «ethnischen Türken», etwa drei Millionen «Menschen mit Migrationshintergrund», deren Eltern oder Grosseltern aus der Türkei eingewandert sind. Die Kanzlerin ermutigte die Deutschtürken, von denen viele sowohl die türkische wie die deutsche Staatsbürgerschaft haben, sich «hierzulande in Staat und Gesellschaft» einzubringen, zugleich betonte sie, wie wichtig es sei, «dass Konflikte in der Türkei nicht nach Deutschland getragen werden».



Seitdem ist einiges passiert, das für Klarheit im deutsch-türkischen Verhältnis gesorgt hat. Die Deutschtürken bringen sich tatsächlich «in Staat und Gesellschaft ein», indem sie für ihren Präsidenten auf die Strasse gehen und türkische Fahnen schwenken; Erdogan seinerseits betrachtet die Bundesrepublik als eine Provinz seines neuen Osmanischen Reiches und die «hierzulande» lebenden Türken als seine Untertanen, die ihm Loyalität schulden. Dass dabei türkische Konflikte nach Deutschland getragen werden, nimmt er nicht nur billigend in Kauf, er legt es darauf an. Und wenn einem seiner Minister nicht erlaubt wird, in Deutschland Wahlkampfreden zu halten, dann wird er richtig ungehalten. «Deutschland, du hast in keinster Weise ein Verhältnis zur Demokratie, und du solltest wissen, dass deine derzeitigen Handlungen nichts anders sind als das, was in der Nazi-Zeit getan wurde», dröhnte der Vater aller Türken auf einer Massenkundgebung in Istanbul. Und er drohte: «Wenn ich will, komme ich morgen. Ich komme, und wenn ihr mich nicht hineinlässt oder mich nicht sprechen lässt, dann werde ich einen Aufstand machen.»

Wie reagieren deutsche Politiker auf solche Ankündigungen? Verhalten. Die Kanzlerin nennt sie «deplatziert», Aussenminister Gabriel warnt vor einer «weiteren Verschlechterung» der Beziehungen, Verteidigungsministerin von der Leyen findet es «entscheidend, dass wir jetzt deeskalieren». Derweil überweist die Europäische Union jedes Jahr 650 Millionen Euro nach Ankara. Damit sollen in der Türkei Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Zivilgesellschaft gefördert werden. Wie Erdogan sie versteht.



Eine Art Schutzgeldzahlung: Staatsbesuch von Andrej Kiska, Präsident der Slowakei, 21. Oktober 2016.

Dauereinrichtung statt Einmalzahlung

Die Kohäsionsmilliarde an die dreizehn «neuen» EU-Staaten soll nochmals bezahlt werden. Dazu braucht's keinen Volksentscheid mehr. Und wohl nicht einmal ein Entgegenkommen Brüssels.

Von *Christoph Mörgeli*

Ende Februar brachte die *Sonntagszeitung* ans Licht, dass Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) 1,3 Milliarden Franken neue Schweizer Kohäsionszahlungen bedingungslos an die EU-Oststaaten verschenken wolle. Unterstützt wurde er dabei offenbar von seinem freisinnigen Kollegen Johann Schneider-Ammann. Dessen Begründung lautete: Das Wirtschaftsdepartement befürchte, «dass die Osthilfe-Büros geschlossen werden müssten, wenn die neuerlichen Kohäsionszahlungen nicht nahtlos erfolgen können». Fazit dieser haarsträubenden Logik: Wenn die entsprechenden Staatsstellen einmal geschaffen sind, darf deren Zweckmässigkeit nicht mehr hinterfragt werden. Die Büros werden zum Selbstzweck, die Bürokratie ist um der Bürokratie willen vorhanden.

Für einmal wollte die Mehrheit im Bundesrat allerdings nichts von dieser bedingungs-

losen Kapitulation des freisinnigen Tandems wissen. Vor allem Bundesrätin Doris Leuthard liess dem Vernehmen nach keinen guten Faden an einem solchen Zugeständnis. Nun ist es nicht etwa so, dass die CVP-Magistratin den süssen Reiz der Souveränität entdeckt hätte. Die Energieministerin drängt vielmehr auf ein Rahmenabkommen im Strombereich, bei dem sie mittels der neuen Kohäsionsmilliarde etwas Druck ausüben möchte. Dass ihr Rahmenvertrag die Anerkennung fremder Richter und die Übernahme von EU-Recht bedeuten würde, stört Leuthard nicht. Doch das Ansinnen, der Europäischen Union neuerlich 1,3 Milliarden Franken als Geschenk zu Füessen zu legen, nachdem sich Brüssel in der Frage der Masseneinwanderung nicht einen Millimeter bewegen mochte, wäre in unserem Parlament auch nach Einschätzung der Aargauerin zurzeit chancenlos.

Jean-Claude Juncker, EU-Kommissions-Präsident, skizziert gegenwärtig verschiedene recht deprimierende Untergangsszenarien für die zerfallende EU, was gegen aussen nicht eben den Eindruck eines kraftstrotzenden Zustands der europäischen Gemeinschaft hinterlässt. Dass der Bundesrat entgegen seiner Absicht beim Dossier Kohäsionszahlung auch an einer zweiten Sitzung nicht vorankam, zeugt von Skepsis ebenso wie von Ratlosigkeit – und selbstverständlich von der Furcht, nicht nur am geballten Widerstand der SVP, sondern auch bei einer Parlamentsmehrheit aufzulaufen.

Chancenlos im Parlament

Doch die beiden FDP-Bundesräte standen wegen ihrer bedingungslosen Unterstützung der Kohäsionsmilliarde vor der Öffentlichkeit einigermassen im Regen. Umgehend gab die

NZZ am Sonntag deshalb dem speziell gescholtenen Didier Burkhalter die Möglichkeit einer ausführlichen Rechtfertigung, um sich doch noch den Lorbeerkranz des unermüdeten Schweizer Interessenvertreters aufzusetzen: «Wir können sehr lange warten», bluffte Burkhalter, um wie zur Widerlegung des eben Gesagten zu beklagen, dass «die EU verschiedene Dossiers gebremst oder sogar blockiert» habe. Die festgefahrenen Verhandlungen über diese Dossiers, drängelte unser Aussenminister, «müssen wieder aufgenommen werden». Tatsächlich findet die EU trotz riesiger interner Probleme weiterhin Mittel und Wege, um den Druck auf die Schweiz aufrechtzuerhalten. In ihrem neuesten Bericht über die Beziehungen zur Schweiz verlangt sie nicht nur die möglichst rasche Ausschüttung der 1,3 Milliarden Franken an die dreizehn Staaten des europäischen Ostens. Brüssel bekräftigt auch die Forderungen nach einem institutionellen Rahmenabkommen und nach Beendigung der umstrittenen Steuerpraktiken, sprich: des schweizerischen Steuerföderalismus.

Allzu zögerliche SVP

Am 30. September 2016 hat das Parlament das erneuerte Bundesgesetz Ost genehmigt, nämlich im Rahmen der Botschaft über die internationale Zusammenarbeit. Neben den Entwicklungsgeldern für die Oststaaten ausserhalb der EU beinhaltet die Vorlage die weitere gesetzliche Grundlage für EU-Kohäsionszahlungen. Die SVP lehnte dieses Gesetz zwar einhellig ab, liess aber die angesetzte Referendumsfrist ungenutzt verstreichen. Angesichts der gleichzeitig laufenden Frist für das neue Energiegesetz wollte oder musste die Volkspartei ihre Kräfte sparen. Nur hat das verpasste Referendum jetzt die fatale Folge, dass das Volk zu den künftigen Kohäsionsmilliarden bis 2025 nichts mehr sagen darf. Das letzte Wort steht nunmehr dem Parlament zu, das gegenüber Brüssel nach wie vor weit nachgiebiger sein dürfte als der Souverän. In der gegenwärtigen Stimmung gegenüber der EU und speziell gegen deren nicht immer transparenten, nicht völlig korruptionsfreien und uns wirtschaftlich massiv konkurrierenden Osten wäre eine zusätzliche bedingungslose Kohäsionsmilliarde wohl stark gefährdet. Zu offenkundig sind derzeit die Bedenken bezüglich der eigenen sozialen Wohlfahrt, als dass solche Auslandgeschenke einfach noch so durchgehen. Die Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III oder das momentane Seilziehen über die Rentenreform sprechen Bände.

Das nach aussen getragene bundesrätliche Geplänkel verdeutlicht, wie sehr die Kohäsionsmilliarde unsere Regierung ebenso wie das Volk spaltet. Der Appell an Solidarität und Abbau des Wohlstandsgefälles dürfte diesmal ziemlich ungehört verhallen. Auch Drohun-



Bedingungsloser Geldsegen: Basler Tram in Sofia.

gen mit dem wirtschaftlichen Druck der EU oder der Behinderung des Marktzugangs verfangen wohl kein weiteres Mal. Schon die erste Milliarde kam unter recht erpresserischen Umständen zustande und wurde nach einem Referendum 2006 nur mit relativ knappen 53,4 Prozent der Stimmen bestätigt. Nachdem zu den damaligen zehn EU-Oststaaten Bulgarien und Rumänien hinzugekommen waren, musste die Schweiz 257 Millionen Franken nachschliessen; bei Kroatien machte die EU noch einmal für 45 Millionen die hohle Hand.

Geschichte eines Missverständnisses

Überhaupt ist das Kapitel Kohäsionszahlung zwischen der EU und der Schweiz ein einziges grosses Missverständnis. Während unser Land ursprünglich von einer Einmalzahlung ausging (oder der Bundesrat jedenfalls so tat), be-

Natürlich schafft das Geld auch Arbeitsplätze in der Schweiz, nur sind dies unproduktive Staatsstellen.

urteilt Brüssel den Geldstrom aus der Schweiz als Dauereinrichtung. Mittlerweile scheint die Landesregierung auch hier vor der EU-Forderung kapituliert zu haben. Jedenfalls stehen weitere 1,3 Milliarden an, deren Rechtsanspruch höchst kontrovers diskutiert werden könnte. Die Gelder vermitteln nämlich den Eindruck einer Art Schutzgeldzahlung. Auch wenn sich die Schweiz die Verteilung selber vorbehält, versickern die hohen Summen in zahlreichen undurchsichtigen Kanälen. Auch wurde das Versprechen längst gebrochen, der Bund werde die Beträge aus dem ordentlichen Budget und unter Belastung der übrigen Entwicklungshilfe aufbringen. Dass die Schweiz mit den Kohäsionsmilliarden für den Zusammenhalt der EU sorgt, die internationale Kriminalität bekämpft oder den Personenverkehr beschränkt, glauben wohl nicht einmal mehr jene, die im Bundeshaus solche Frohbotschaften verbreiten. Natürlich schaffen die hohen Summen auch Arbeitsplätze in der Schweiz, nur sind dies unproduktive Staatsstellen. Dass wir verpflichtet seien, die gewaltigen Vorteile der bilateralen Verträge gewissermassen abzubehalten, fällt als Argument spätestens seit je-

nem Zeitpunkt aus, da Volk und Stände den Nutzen etwa der Personenfreizügigkeit abschlägig beantwortet haben.

Schweizer Arbeitnehmer, Studierende oder junge Berufsleute strömen weiterhin nicht in Scharen nach Bulgarien, Rumänien, Slowenien oder Litauen. Dennoch sind die von uns unterstützten osteuropäischen Staaten keine Entwicklungsländer. Es handelt sich vielmehr um beinhardt wirtschaftliche Konkurrenten. Welcher vernünftige Mensch subventioniert seine Mitbewerber in der Marktwirtschaft? Ist es sinnvoll, mit Steuergeldern jenen Ländern unter die Arme zu greifen, in die heute unsere Arbeitsplätze und Produktionsanlagen abwandern? Die osteuropäischen Staaten vernachlässigen ihre Infrastrukturen, damit sie Kosten sparen und dafür billiger produzieren können. Und jetzt sollen wir diese Infrastrukturen bauen, während unsere kleineren und mittleren Unternehmen sich kaum mehr gegen die Billigkonkurrenz aus dem Osten wehren können? Während der Mittelstand mit Steuern, Abgaben und Gebühren ausgepresst wird, wissen unsere Politiker nichts Besseres, als dieses Geld ins Ausland zu schicken.

Ehrlich wäre dieses Geben nur dann, wenn man es wenigstens als das deklarieren würde, was es ist: ein weitgehend bedingungsloser, beständiger Geldsegen für wirtschaftlich Schwächere. Unehrllich werden die Kohäsionszahlungen spätestens dann, wenn man der heimischen Wirtschaft wie 2006 verheisst, das Geld werde zu einem schönen Teil in Form von Aufträgen in die Schweiz zurückfliessen. Als der *Tages-Anzeiger* 2010 bei der Schweizer Wirtschaft nachfragte, ob solche Aufträge dank der Ostmilliarden zustande gekommen seien, antwortete der Gewerbeverband kurz und bündig: «Wir haben davon noch nichts gehört.» ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Cybersecurity**
Internet-Kriminalität:
Aufmerksamkeit stärken
- **Innovation**
Risiko und Kreativität
gehen Hand in Hand
- **Fachkräftemangel**
Spezialisten teilen,
statt entlassen

www.gewerbezeitung.ch

Einsamer Wolf

Der Walliser SVP-Vordenker Oskar Freysinger hat mit seinem unverblühten Stil die Vormacht der CVP gebrochen und die Parteiliten vor sich hergetrieben. Nun muss er um seine Wiederwahl zittern. *Von Hubert Mooser*

Wenn es eine Überraschung gibt beim ersten Wahlgang in den Walliser Staatsrat, dann war es nicht das brillante Ergebnis der CVP-Lokomotive Christophe Darbellay. Die eigentliche Überraschung war, dass die Wähler SVP-Staatsrat Oskar Freysinger, der die Vormachtstellung und Übervertretung der Walliser CVP in der Regierung mit einem rechtsbürgerlichen Wahlticket anzugreifen wagte, dafür sanktionierten. Als Folge davon landete der siegewohnte Freysinger – noch hinter den beiden Sozialdemokraten, der amtierenden Staatsrätin Esther Waeber Kalbermatten und alt Nationalrat Stéphane Rossini – auf dem sechsten Platz.

Spott und Häme ergiessen sich über das Enfant terrible der Walliser Politik seit der Niederlage vom Sonntag. Seine Begeisterung für Putin habe ihm im Wallis keinen Applaus eingetragen, stichelt sogar alt Bundesrat Pascal Couchepin. Das war wohl die Revanche dafür, dass Freysinger vor vier Jahren Couchepins FDP aus der Regierung und damit gleichzeitig in die Bedeutungslosigkeit der lokalen Politik gestossen hatte. Und die CVP wittert erstmals seit Jahren insgeheim die Chance, der SVP einen entscheidenden Schlag zu versetzen – auch wenn Spitzenkandidat Christophe Darbellay zum Thema bloss sagt, darüber würden dann die Stimmbürger entscheiden.

«Es ist schiefgelaufen»

Noch gibt sich Freysinger nicht geschlagen. Entschlossen sagt er: «Ich schaffe jetzt halt die Wiederwahl im zweiten Durchgang.»

Zur Stichwahl, die am 19. März stattfindet, will der Walliser Bildungsminister alleine antreten. «Als einsamer Wolf bin ich in den vergangenen Jahren besser gefahren.» Aber es bleibt eine Zitterpartie. Und als passionierter Jäger weiss Oskar Freysinger, dass einsame Wölfe im Wallis einen schweren Stand haben, besonders, wenn sie wie Freysinger im Gehege der CVP zubeissen.

Dem SVP-Staatsrat ist in den letzten zehn Jahren das gelungen, was FDP und SP in den vorangehenden Jahrzehnten mehrmals versucht hatten, aber nie schafften: die Mehrheit der allmächtigen CVP im Kantonsparlament zu brechen. In der Regierung ist die CVP immer noch mit drei Staatsräten übervertreten, aber inzwischen marschieren die Sozialisten und Freisinnigen Seite an Seite mit den CVP-Machthabern gegen Freysinger. Das Wallis steht kopf.

Es ist das historische Verdienst Freysingers, dass er für die SVP mit Provokationen und einer unverblühten Sprache die Türe im Wallis und in der Romandie aufgestossen hat. Je mehr er auf den Putz haute, desto besser schnitt seine Formation bei den Wahlen ab. Die SVP gewinnt seit zehn Jahren im Wallis eine Wahl nach der anderen. Auch bei den Grossratswahlen vom letzten Sonntag konnte die Partei weiter zulegen. Selber durchzumarschieren, hat er mit einer etwas gewagten Strategie vergeigt. Freysinger wollte diesmal wohl auf tutti gehen und mit einem Rechtsbündnis die CVP ins Herz treffen. Wie jedoch konnte er hoffen, mit einem abgehalfterten Aussenseiter wie Nicolas Voide auf der Liste einen ausgebufften Politiker wie Darbellay zu destabilisieren? «Ich habe etwas versucht, und es ist schiefgelaufen», sagt Freysinger.

Sicher ist: Die Walliser SVP hat die Ausgangslage falsch eingeschätzt. Die SVP wählte Darbellay wegen seiner unehelichen Vaterschaft in Rücklage. Mit einem direkten Konkurrenten aus demselben Bezirk und des katholisch-konservativen Flügels der CVP wollte man Darbellay noch mehr zum Straucheln bringen. Der Plan war maliziös und ambitiös. Und der Coup hätte gelingen können, wenn man Darbellay mehr als bloss eine Bettgeschichte hätte vorwerfen können. Die uneheliche Vaterschaft von Christophe Darbellay war zwar ein latentes Thema im Wahlkampf. Darbellay drohte aber über seinen Anwalt allen Zeitungsredaktionen Klagen an, die weiter an dieser Geschichte recherchierten. Und da die Kindsmutter, eine etwas bigotte Texanerin, komplett von der Bildfläche verschwunden ist, als hätte sie jemand mit dem jüngsten Darbellay-Spross in ein Flugzeug gesteckt und in die USA zurückschickt, liess sich diese Geschichte nicht mehr endlos weiterdrehen. Aber es ist halt auch so, wie Pascal Couchepin im *Blick* ausführte: In katholischen Ländern versteht man die Schwächen der Menschen.

Oder anders gesagt: Der Katholizismus beinhaltet immer auch das reinigende Ritual der Beichte und der Reue. Darbellay hat öffentlich gebeichtet und sich Asche aufs Haupt gestreut, grosszügig hat ihm dann das Volk den Fehltritt verziehen. Warum hätten die Walliser Katholi-

ken eine Liaison abstrafen sollen, die im Dienste der Augustiner Patres, also sozusagen im Dienste des Walliser Klerus und des lieben Gottes, auf dem Grossen Sankt Bernhard ihren Anfang nahm? Christophe Darbellay und seine amerikanische Geliebte waren beide als Werbebotschafter und Geldbeschaffer für das Hospiz der Augustiner unterwegs.

300 Cousinen und Cousins

Die Geschichte hat Darbellay privat ohne Zweifel etwas aus der Bahn geworfen, über Monate verweilte der Hansdampf der Walliser Politik in der Defensive. Aber er wusste vom ersten Moment an den Parteiapparat hinter sich. Vom Unterwalliser CVP-Nationalrat Yannick Buttet über den Welschwalliser CVP-Parteichef Serge Métrailler bis zum katholisch-konservativen Flügel um Ständerat Jean-René Fournier waren sich nach der Enthüllung alle einig: Die Geschichte habe Darbellay politisch nicht geschadet. Man hätte Darbellay schon der Lüge überführen müssen, wenn man ihn ernsthaft hätte bedrängen wollen. Und selbst dann wäre es gar nicht so sicher gewesen, ob ihn die Partei wirklich fallengelassen hätte – zu wichtig war Darbellay als Lokomotive der CVP im Kampf gegen die aufstrebende Walliser SVP und ihren Chef Oskar Freysinger.

Darbellay ist eine Polit-Maschine mit einem weitverzweigten Familiennetz, das bis in FDP-Kreise reicht. Darbellays Mutter kommt aus freisinnigem Haus. Darbellays Onkel Vital Darbellay war CSP-Nationalrat. Christophe Darbellay hat gegen 300 Cousinen und Cousins, die für ihn landauf, landab die Werbetrommel schlagen. Darbellay ist auch ein Vereinsmeier: Er ist im Wallis Mitglied von fünf Ski-Klubs. Er ist mit den Schützengesellschaften eng verbandelt, die traditionell

wiederum mit der Politik verzahnt sind. 2015 amtierte er als Präsident des Eidgenössischen Schützenfests in Visp. Der gelernte Agrarwissenschaftler ist beruflich und familiär mit dem bäuerlichen Milieu der Rhonerepublik verwoben. Vor dieser elektoralen Macht geht auch der Walliser CVP-Parteiapparat in die Knie.

Oder anders gesagt: Darbellay kann sich im Wallis alles erlauben, er fällt dank seinem Clan



Aber es ist halt so, wie Pascal Couchepin sagt: In katholischen Ländern versteht man die Schwächen der Menschen.



Reinigendes Ritual der Beichte und Reue: Christophe Darbellay, Oskar Freysinger.

und seinem Netzwerk immer wieder auf die Füße. Es gehört wohl zur Ironie der Geschichte, dass er vor Jahren mit dem Freisinn und den Sozialisten genau das versucht hat, was Oskar Freysinger jetzt mit dem katholisch-konservativen Nicolas Voide probierte: die Vormachtstellung der CVP zu brechen. Bei den Ständeratswahlen 1999 schnürte Darbellay mit Couchepins Freisinnigen und Peter Bodenmanns SP ein Päckli, liess sich als Sprengkandidat der Unterwalliser CSP aufstellen, erzielte aus dem Stand heraus zwanzig Prozent der Stimmen und brachte die CVP an den Rand einer Niederlage. Dann liess er sich von Pascal Couchepin, dem Erzrivalen der Walliser CVP, als Chefbeamter in Bern für die FDP-Landwirtschaftspolitik einspannen. Eine weitere Todsünde. Die CVP verzieh ihm alles und setzte ihn bei den Nationalratswahlen auf die Liste.

Freysinger hat in seiner politischen Karriere keine derartigen Pirouetten vollführt und sich nach oben gekämpft. Anders als Darbellay spricht er so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Bereitwillig öffnete Freysinger seine privaten Räumlichkeiten einem Dokumentarfil-

mer, der die Reichskriegsflagge an der Zimmerdecke des Büros in Savièse filmte und mit dieser Szene einen Sturm der Entrüstung auslöste – weil Rechtsextreme zuweilen diese Flagge hochhalten. Egal, was Freysinger tat oder sagte – alles hat man sofort zum Skandal hochgestemmt. Freysinger hat als Berater unkonventionelle Leute; prompt wurde dies im Wallis gegen ihn ausgelegt. Er trat im Ausland vor Gruppierungen auf, die als rechts-extrem gebrandmarkt wurden, und ein Aufschrei ging durch das Wallis. Seine Gegner brauchten nur aus den Zeitungen abzuschreiben und alles wieder aufzuwärmen. Keinen einzigen der gegen ihn im Wahlkampf erhobenen Vorwürfe kann man allerdings als grobe Verfehlung im Amt charakterisieren.

Den Sack zumachen

Normalerweise wäre nichts passiert, Freysinger hat nie anders politisiert als in den letzten vier Jahren. Genau deswegen haben ihn die Walliser Stimmbürger in die Walliser Regierung gewählt, sein unverkrampfter Stil machte die SVP attraktiv für die Walliser Wähler. Aber bei den Staatsratswahlen 2017 war eben nichts normal. Die Fronten gingen

quer durch die Parteien, mit zerstrittenen Kandidaten, bei der SP, der FDP und der CVP. Der zweite Sitz des deutschsprachigen Oberwallis wurde in Frage gestellt. Und so formierte sich langsam im Hintergrund eine unheilige Allianz von CVP, FDP und SP gegen den amtierenden SVP-Staatsrat. Es ist der Walliser Parteilite im ersten Wahlgang gelungen, den Kandidaten Freysinger zu dämonisieren. Es ist wohl auch kein Zufall, dass der FDP-Kandidat Claude Pottier, der bei einem allfälligen zweiten Wahlgang mit Freysinger paktieren wollte, am schlechtesten von allen Kandidaten abschnitt.

Und nun soll im zweiten Wahlgang der Sack zugemacht, Oskar Freysinger abgewählt werden. Schon einmal war Darbellay im Verein mit Sozialisten und Freisinnigen der Annahme, dass mit der Abwahl von Christoph Blocher aus dem Bundesrat die SVP zurückgebunden werden könnte. Das hat den Niedergang der CVP Schweiz eher beschleunigt. Die SVP ist dagegen inzwischen nahe bei 30 Prozent der Wählerstimmen. Es wäre wohl ebenfalls vermessen, zu glauben, man könne die SVP im Wallis mit der Abwahl von Freysinger zu Grabe tragen. ○



Ohne Beruf, ohne Zukunftsperspektiven: Angeklagter «Carlos» vor dem Richter in Zürich.

Ein Hauch von Guantánamo

Der famose Zögling «Carlos» meldet sich zurück: Das Bezirksgericht Zürich verurteilte den inzwischen Volljährigen diese Woche wegen einer brutalen Boxattacke. Eine Verwahrung forderte zwar noch keiner, doch das Thema liegt in der Luft. Er selber sieht sich als Opfer der Justiz. *Von Alex Baur*

Die Szene, wie sie in der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft Zürich-Sihl umschrieben wird, ist von verstörender Banalität. Und Brutalität. Am 29. März 2016 trifft der zwanzigjährige «Carlos» zwei gleichaltrige Bekannte im Tram Nummer zwei. Bevor er bei der Haltestelle Kappeli an der Badenerstrasse aussteigt, fordert er seine Kumpel auf, «in die Moschee zu gehen, statt herumzugangstern». Er müsse ihm nicht sagen, was er tun solle, antwortet der eine. Überraschend schlägt der durchtrainierte Boxer «Carlos» seinem Gegenüber die Faust ins Gesicht. Der Mann sackt zu Boden: gebrochener Kieferknochen, Kopfwunden, Zahnschaden. Der Schlag war so wuchtig, dass «Carlos» sich dabei den eigenen Mittelfinger brach. Die Anklage lautet auf «versuchte schwere Körperverletzung», und das heisst: Der Täter nahm eine lebensgefährliche Verletzung zumindest billigend in Kauf.

Normalerweise würde sich kaum jemand für einen solchen Fall interessieren. Doch der

Mulatte mit dem Pseudonym «Carlos» ist nicht irgendwer. Vor nunmehr drei Jahren machte ihn das Schweizer Fernsehen in einer Reportage ungewollt zum Medienstar. Für hitzige Debatten sorgte vor allem das teure «Sondersetting» (30 000 Franken im Monat), mit dem der launenhafte «Carlos» zum Kickboxer ausgebildet werden sollte. Immerhin hatte der Zögling schon als Fünfzehnjähriger im Cannabisrausch aus völlig nichtigem Anlass einen Gleichaltrigen niedergestochen und schwer verletzt. Die Geschichte scheint sich zu wiederholen. Und man fragt sich: «Wird auch sein nächstes Opfer überleben?»

«Carlos», der im Knast zum Islam konvertierte, liess vor Gericht nichts, aber auch gar nichts aus, um sein Gangster-Image zu zementieren. Der orangerote Trainingsanzug, in dem er – bewacht von drei kräftigen Polizisten – vor die Schranken trat, und der schütterte Bart, den er sich inzwischen angedeihen liess, weckten Assoziationen zu Guantánamo. Es fehlten nur

noch die Hand- und die Fussfesseln, die ihm seine Bewacher vor dem Gerichtssaal abgenommen hatten. Fragen des Vorsitzenden, die ihm nicht in den Kram passten – also die allermeisten –, quittierte er mit eisernem Schweigen. Kein Zeichen von Einsicht und Reue.

Angegriffen und provoziert haben aus seiner Sicht die andern, er wollte sich nur verteidigen. Nur gegenüber der Justiz mag sich «Carlos» nicht verteidigen. Ob zwei oder drei Jahre Gefängnis, meinte er schnippisch, das sei ihm völlig egal. Auch dem Gerichtspsychiater verweigerte er jede Auskunft. So, wie er es schon immer tat. Die Ferndiagnose lautet auf «schwere dissoziale Persönlichkeitsstörung», einer Therapie sei er «nicht zugänglich».

Der Fall ist dann doch nicht so simpel, wie man auf den ersten Blick meinen möchte. Sein Gegner war «Carlos» zwar körperlich unterlegen, der Schlag traf ihn unvorbereitet. Allerdings war auch das Opfer, ein Secondo mit kosovarischen Wurzeln, ein erfahrener Kick-

boxer. Die Aussagen der Zeugen sind widersprüchlich, und man hat das Gefühl, dass keiner der Beteiligten mit der ganzen Wahrheit herausrückte. Die Videoaufzeichnungen im Tram, die Klarheit hätten schaffen können, wurden trotz entsprechendem Antrag der Polizei von den Verkehrsbetrieben gelöscht.

Posttraumatische Belastungsstörungen

Lebensbedrohlich waren die Verletzungen im konkreten Fall glücklicherweise nicht. Wegen «posttraumatischer Belastungsstörungen» liess sich der Betroffene vom Hausarzt zwar für ein halbes Jahr krankschreiben. Der Spitalarzt, den er erst mehrere Stunden nach dem Faustschlag aufsuchte, attestierte ihm bloss eine Arbeitsunfähigkeit von zehn Tagen. Nicht einmal der Staatsanwalt mochte «Carlos» als Psychopathen einstufen, der aus purem Sadismus zuschlägt. Nach der Einschätzung des erfahrenen Gerichtspsychiaters Martin Kiese-wetter wähnt sich «Carlos» in einem ständigen Kampf mit einer Umwelt, die er als «feindselig, missgünstig und aggressiv» wahrnehme. So sieht es der Angeklagte auch selber: «Ich habe von klein auf gelernt zu kämpfen, die harte Tour funktioniert bei mir nicht.»

Schon im Kindergarten legte «Carlos» den ganzen Betrieb lahm, wenn man ihm nicht die erwünschte Aufmerksamkeit schenkte. Einmal habe ihn die Kindergärtnerin in der Verzweiflung vor die Tür gestellt, erinnert sich ein *Gspänli*, fünf Minuten später sei der Knirps auf dem Dach herumgekraxelt. Die Feuerwehr habe ihn wieder heruntergeholt. Mit acht Jahren soll er seinen ersten Joint geraucht haben, mit elf sperrte man ihn erstmals ins Gefängnis, wegen Brandstiftung. In der Schweiz darf man Kinder eigentlich gar nicht einkerkern, doch im Fall «Carlos», an dem sich schon ganze Heerscharen von Pädagogen und Therapeuten die Zähne ausgebissen haben, wusste man sich nicht mehr anders zu helfen. Der Verdacht auf Brandstiftung erwies sich übrigens als falsch.

Die Geschichte des Zöglings «Carlos» ist auch die einer extremen Verwahrlosung. Die Geborgenheit eines Elternhauses kommt in dieser Geschichte nicht vor, und man fragt sich, warum die Vormundschaftsbehörden (heute Kesb) nicht eingriffen. Die Mutter, eine gebürtige Kamerunerin, tauchte monatelang ab und war unbekanntem Aufenthalts, der Vater, ein grandios gescheiterter Zürcher Architekt, war vollauf mit seinen eigenen Problemen beschäftigt (der Alkohol war eines davon). Und last, but not least ist die Geschichte von «Carlos» die eines Jungen, den man mit sieben Jahren in eine Sonderklasse für Hochbegabte (Universikum) stecken wollte, der mit seinen Begabungen aber nie etwas Vernünftiges zustande brachte. Er hat nicht einmal richtig schreiben gelernt.

«Carlos» taugt schlecht als Beispiel für Kuscheljustiz. Das einzige wirklich gravierende

Delikt, das er sich je zuschulden kommen liess, war die eingangs erwähnte Messerstecherei. Dafür sass er neun Monate in Einzelhaft. Ein solches Regime für einen Fünfzehnjährigen ist im Schweizer Jugendstrafrecht an sich gar nicht vorgesehen. Eine Schule gab es in diesem Setting kaum; was «Carlos» lernte, hat er sich grösstenteils selber beigebracht. Das Einzige, was ihn damals wirklich interessierte, war das Kickboxen. Wie ein Berserker trainierte der Halbwüchsige in seiner Zelle und formte seinen Körper zur veritablen Kampfmaschine.

Auf dieser Basis ist das famose Sonder-setting mit dem Basler Kickbox-Champion Shemi Bequiri entstanden. Weil man dem schwer zugänglichen Zögling den Kampfsport nicht verbieten konnte, wollte man diesen wenigstens in kontrollierte Bahnen lenken. Der schnelle Erfolg überraschte alle. Unter den Fittichen von Shemi lernte «Carlos» erstmals zu gehorchen, er sagte allen Drogen ab. Zum ersten Mal hatte er ein Vorbild, das er wirklich respektierte, im Bequiri-Clan fand «Carlos» erstmals in seinem jungen Leben den Halt einer funktionierenden Familie.

Der grüne Graf sieht rot

Der Rest ist bekannt. Aufgescheucht durch einen medialen Hype, brach die Zürcher Justizdirektion unter Martin Graf (GP) das angeblich «nicht kommunizierbare» Sonder-setting im Herbst 2013 überstürzt ab und liess «Carlos» einlochen, und zwar bar jeder rechtlichen Grundlage, wie das Bundesgericht leider erst ein halbes Jahr später festhielt. Seither irrlichtert der inzwischen Volljährige als kriminalistische Zeitbombe durch die Schlagzeilen.

Bereits im Oktober 2014 wurde «Carlos» wieder verhaftet, wegen einer angeblichen Drohung mit einem Messer. Im letzten August sprach ihn das Bezirksgericht Dietikon frei und entschädigte ihn für die zu Unrecht erlittene Untersuchungshaft. Kamerabilder zeigten klar, dass das vermeintliche Opfer gelogen hatte. Und «Carlos» fühlte sich einmal mehr bestätigt in seiner Rolle als Justizopfer.

Tatsächlich war der Faustschlag im Tram das erste Gewaltdelikt seit dem Messerstich aus dem Jahre 2011. Trotzdem sitzt «Carlos» seit einem Jahr in Untersuchungshaft. Nächtelang randalierte und tobte der Unzählbare in seiner Einzelzelle. Tagelang sperrte man ihn – angeblich ohne Matratze bei Wasser und Brot – zur Disziplinierung in den «Bunker», verlegte ihn von einem Knast in den andern.

Achtzehn Monate Gefängnis brummte ihm das Bezirksgericht diese Woche auf, die er zum grössten Teil schon abgesessen hat. In ein paar Wochen wird er wieder draussen sein, ohne Beruf, ohne Zukunftsperspektiven. «Carlos» nahm das Verdikt mit einem triumphierenden Grinsen entgegen. Seine Ziele sind bescheiden geworden. Er möchte endlich schreiben lernen. ○

Einspruch

Glasklares Nein?

Die *Weltwoche* benannte in der letzten Ausgabe die Schweizer Lügenpolitiker. Roger Köppel fehlt. Von Tim Guldemann

Gemäss Parlamentsprotokoll hat sich Nationalrat Roger Köppel im Rat am 21. September 2016 wie folgt geäussert: «Frau Bundesrätin, ich habe am letzten Montag in Zürich den EU-Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker gefragt, ob die EU die bilateralen Verträge I mit der Schweiz kündigen werde, wenn wir eine verfassungsgemässe Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative machen. Herr Juncker hat öffentlich und glasklar gesagt, nein, die EU werde nicht kündigen.»

Herr Köppel hatte zwei Tage zuvor Juncker tatsächlich in der Aula der Zürcher Uni diese Frage gestellt. Ich war dabei. Was Köppel aber zu Junckers Antwort im Parlament behauptete, stimmt nicht, denn Juncker führte wortreich aus (nachzuhören in der Videoaufzeichnung: <https://cast.switch.ch/vod/clips/1zgg9tre2a/streaming.html>), «dass es schwierig wird für ein Land wie die Schweiz, sich völlig loszukappen von dem, was sie umgibt. Das tut die Schweiz ja nicht. Sie

Was Köppel zu Junckers Antwort im Parlament behauptete, stimmt nicht.

hat Zugang zum EU-Binnenmarkt, und das muss auch so bleiben, unter der Bedingung allerdings, dass einige Grundregeln den vollen Respekt der Eidgenossen geniessen. Genau darüber habe ich heute Nachmittag mit dem Schweizer Bundespräsidenten geredet. Eine Aufkündigung der bilateralen Verträge steht nicht zur Diskussion. Ich wäre auch sehr dagegen, dass dies geschähe. Zur Diskussion steht allerdings, wie wir den schweizerischen Volkswillen, so wie er im Februar 2014 zum Ausdruck gebracht wurde, und die Notwendigkeiten der Zeit inklusive die Notwendigkeiten, die diejenigen der Schweiz sind, miteinander so in Harmonie bringen, dass daraus eine tugendhafte Schnittmenge sowohl für die Schweiz als auch für die EU entsteht, und Sie werden dabei helfen.»

Juncker knüpft damit klar den Zugang zum Binnenmarkt an die Bedingung des Respektes gegenüber den Grundregeln, gegen diesbezügliche Zweifel benützt er zweimal das Wort «allerdings». Wenn Köppel aus dieser Antwort ein «glasklares Nein» auf seine Frage ableitet, darf er auf seine parlamentarische Immunität verweisen.

Tim Guldemann ist SP-Nationalrat.

Ferien auf Staatskosten für arbeitslose Ausländer

Der Leistungsexport in der Arbeitslosenversicherung ist eine Frucht der Personenfreizügigkeit, und zwar eine faule. Er ver helfe ausländischen Bezü gern zu Gratisurlaube n in der Heimat, erzählt eine Insiderin. *Von Philipp Gut*

Die Schweiz bezahle Arbeitslosen aus dem EU-Raum faktisch «drei Monate bezahlte Ferien», sagt Petra Meier (Name geändert). Die Fünfzigjährige ist vom Fach, sie arbeitet auf einer Regionalen Arbeitsvermittlungsstelle (RAV) in einem Zentralschweizer Kanton. Möglich ist das dank dem Personenverkehrsabkommen zwischen der Schweiz und der EU. Artikel 69 und die Verordnung 1408/71 des Rates der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) vom 14. Juni 1971 verleihen nämlich jedem Versicherten das Recht, seinen Anspruch auf Arbeitslosenentschädigung während dreier Monate ins EU-Ausland mitzunehmen. Man nennt dies «Mitnahmerecht» oder «Leistungsexport». Mit den bilateralen Verträgen hat die Schweiz die entsprechenden EU-Regelungen *tel quel* übernommen. Begründet werden sie damit, dass Arbeitnehmer «auch effektiv von ihrem Recht auf Freizügigkeit Gebrauch machen» und sich in einem andern EU-Mitgliedstaat um Arbeit bemühen könnten.

Die Praxis sieht allerdings oft anders aus. Ein aktueller Fall ist derjenige der Portugiesin Ana (Name geändert). Sie arbeitete ein paar Jahre in der Schweiz in einem Landwirtschaftsbetrieb mit Gemüseproduktion und kündigte dann selbst. Danach bezog sie Arbeitslosengeld. Später meldete sie sich von der Versicherung ab und kehrte nach Portugal zurück. Schliesslich reiste sie wieder in die Schweiz ein und meldete sich erneut bei der Arbeitslosenversicherung (ALV) an. Schon beim ersten Gespräch sagte sie zur Beraterin Meier, sie werde umgehend für drei Monate nach Portugal verreisen, und zwar ohne sich abzumelden. Das stehe ihr zu. Ana, die nur sehr schlecht Deutsch spricht, erwähnte dabei ausdrücklich den Leistungsexport.

Adresse aus dem Telefonbuch

Um ihren Anspruch auf Arbeitslosengeld aufrechtzuerhalten, ist Ana verpflichtet, sich aktiv um eine neue Stelle zu bemühen. Sie gab an, regelmässig Bewerbungen abgeschickt zu haben. Petra Meier kontrollierte dies und stellte fest, dass gar keine Bewerbungsdossiers vorlagen. Einmal gab Ana an, sie habe sich auf eine Servicestelle im Wallis beworben. Meier rief dort an – es war kein Restaurant, sondern eine Werkstatt. Offensichtlich hatte Ana die Adresse einfach aus dem Telefonbuch abgeschrieben.

Meier meldete den Fall dem Rechtsdienst, denn sie selbst darf als Personalberaterin keine



Katz-und-Maus-Spiel ohne Ende.

Sanktionen verhängen. Obwohl Ana nur ungenügende Arbeitsbemühungen vorweisen konnte, war die Strafe mild: Die Leistungen wurden lediglich während dreier Tage eingestellt.

Ana liess sich davon nicht beeindruckt. Wenn sie ins Ausland verreist, ist sie verpflichtet, sich bis am Tag davor um Arbeit zu bemühen. Dies tat sie aber nachweislich nicht. Petra Meier meldete dies erneut dem internen Rechtsdienst. Diesmal werde die Fehlbare hart sanktioniert, hiess es – worauf die Leistungen für ganze fünf Tage eingestellt wurden.

Es wurde immer deutlicher, dass Ana gar nicht arbeiten wollte. Ihr ehemaliger Arbeitgeber, der Gemüsebauer Martin Weber (Name geändert), bestätigte sogar schriftlich, dass er sie jederzeit sofort wieder anstellen würde. In solchen Fällen können Arbeitsunwillige einer Stelle zugewiesen werden, was bei Ana denn auch getan wurde. Diese widersetzte sich aber der Weisung des RAV. Dafür wurde sie mit 23 Einstelltagen bestraft. Und bezog nachher weiter ALV-Gelder, als wäre nichts gewesen. Damit war das Katz-und-Maus-Spiel nicht zu Ende, der Höhepunkt folgte erst: Ana fuhr erneut nach Portugal und profitierte dort vom vergleichsweise hohen Niveau der Schweizer Arbeitslosenversicherung – nach dem Prinzip des Leistungsexports.

Dabei unterstützen die Behörden das muntere Treiben noch. In eigens gedruckten Broschüren gibt das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) den Interessierten Tipps, wie sie am besten profitieren. «Die ausländische Arbeitsvermittlung kann Ihnen während des Leistungsexports den Bezug von kontrollfreien Tagen gewähren», schreibt das Seco beispielsweise. «In einem solchen Fall richtet Ihnen die schweizerische Arbeitslosenkasse – unabhängig eines Anspruchs auf kontrollfreie Tage nach schweizerischem Recht – weiterhin Leistungen aus.» Mit «kontrollfreien Tagen» sind zusätzliche Ferien gemeint, im Klartext also Ferien in den Ferien.

Die Schweizer Behörden begünstigen den Missbrauch sogar, indem sie von ihren «Klienten» mit Leistungsexport im Ausland häufig gar nicht den Nachweis verlangen, dass diese dort Arbeit suchen. Das belegen einschlägige Formulare, die der *Weltwoche* vorliegen. Dort kann man ankreuzen, ob eine solche Kontrolle stattfinden soll oder nicht. Oft wird darauf verzichtet.

Für die langjährige RAV-Mitarbeiterin Petra Meier sind solche «Sondersettings», wie sie Heimaturlauber wie Ana beanspruchen, angesichts der leeren Sozialkassen nicht verantwortbar. ○

Im Abgrund der Nächstenliebe

Die Schweizer Kapuziner werden von einem schweren Missbrauchsfall erschüttert. Der Täter wurde von seinen Vorgesetzten geschützt. In der Verantwortung steht auch der Bündner Mauro Jöhri, der heute als Kapuzinerchef in Rom arbeitet. Er könnte seines Amtes enthoben werden. *Von Peter Keller*



Wissen um die Verfehlungen? Kapuziner in der Schweiz.

Es ist ein Dokument des Grauens. In seinem Buch «Mon Père, je vous pardonne» erzählt der Freiburger Daniel Pittet, 58, vom jahrelangen Missbrauch durch einen Kapuzinerpriester. Gegenüber dem *Blick* schildert der heutige Familienvater, wie er als neunjähriger Ministrant den Geistlichen erstmals oral befriedigen musste. «Von diesem Moment an ging ich vier Jahre durch die Hölle.» Bis heute lebt sein Peiniger unbehelligt in einem Deutschschweizer Kloster.

Bereits 1989 nahm Pittet Kontakt auf mit dem Bistum Lausanne, Genf und Freiburg. Zur Anzeige gebracht wurde der Fall nicht. Man versetzte Pater Joël nach Frankreich – wo er sich erneut an Kindern verging. Das war vor der grossen weltweiten Aufarbeitung von Missbräuchen durch Geistliche und bevor auch der Vatikan 2001 klar regelte, wie bei sexuellen Übergriffen kirchenrechtlich vorzugehen ist. Ebenfalls 2001 erfährt der neue Kapuzinerprovinzial, Pater Ephrem Bucher, von den Taten seines Mitbruders. Auch er wird den Fall weder der zuständigen Kirchenbehörde in Rom melden noch eine weltliche Instanz einschalten.

Strafverfahren wird unterlaufen

Inzwischen sorgt die Rolle eines weiteren prominenten Mitgliedes der Schweizer Kapuzi-

ner für medialen Wirbel. Von 2005 bis 2006 amtierte Pater Mauro Jöhri als Provinzial, just dann, als der pädophile Pater Joël wieder aus Frankreich in die Schweiz kam. Arrangiert hatte die Rückkehr Mauro Jöhri, der heute in Rom als oberster Kapuziner weltweit amtiert. Ein delikates Manöver, denn 2005 war bereits

Die Verstrickung Jöhris wurde allerdings schnell durch eine Indiskretion verdrängt.

ein Strafverfahren gegen Pater Joël in Frankreich eröffnet worden. Die Rückkehr in die Schweiz entzog den Täter den französischen Behörden, während seine Übergriffe hier bereits verjährt waren.

Die Verstrickung Jöhris wurde allerdings schnell durch eine Indiskretion verdrängt: Die *Südostschweiz* und die *Luzerner Zeitung* waren durch den Mediensprecher des Bistums Chur, Giuseppe Gracia, auf die Spur Jöhri gebracht worden. Der anonyme Stichwortgeber wurde – trotz Quellenschutz – geoutet, und der massive Missbrauchsfall mitsamt seiner schlep-penden Aufklärung geriet in den Hintergrund. Noch schlimmer als sexuelle Vergehen an Minderjährigen ist es offenbar, zum Dunstkreis des konservativen Bistums Chur zu ge-

hören. Man witterte eine Verschwörung, um den als progressiv geltenden Mauro Jöhri als Übergangsadministrator in Chur zu verhindern, wenn Bischof Vitus Huonder altershalber im April seinen Rücktritt anbietet.

Jöhri war als Schweizer Provinzial (1995 bis 2001 und 2005 bis 2006) für Pater Joël verantwortlich und hat bisher von sich aus nicht Stellung bezogen. Die *Weltwoche* hat den Ordensgeneral mit den offenen Fragen konfrontiert: ob er 2005 seinen Mitbruder in die Schweiz zurückgeholt habe im Wissen um dessen Verfehlungen? Ob er Kenntnis gehabt habe vom Strafverfahren in Frankreich? Und ob er die Glaubenskongregation in Rom gemäss den Richtlinien von 2001 informiert habe?

Mauro Jöhri wiederholt in seiner Antwort die offizielle Haltung des Ordens: Man habe den Pater auf Ersuchen des französischen Provinzials in die Schweiz zurückgeholt und ihm jegliche pastorale Tätigkeit untersagt. Die Kapuziner hätten auch all jenen Opfern Unterstützung angeboten, die mit den Ordensverantwortlichen Kontakt aufgenommen hätten, und ihnen nahegelegt, die Verbrechen bei der Polizei anzuzeigen. Allerdings hätten die Betroffenen «aus verschiedenen persönlichen Gründen» diesen Schritt nicht tun wollen.

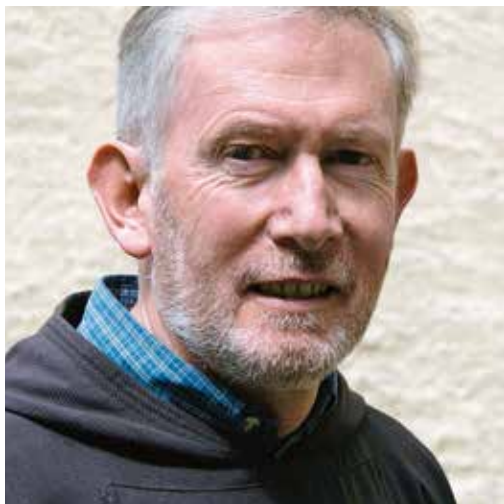
Eine zumindest defensive Vorgehensweise, die nicht im Sinn des Vorstehers der zuständigen Glaubenskongregation ist. Ihr Chef, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, hält fest, dass Bischöfe oder Priester, die von Missbrauch durch Geistliche hören würden, diese zur Selbstanzeige verpflichten sollten – was im Fall von Pater Joël nicht geschehen ist. Sie müssten auch von sich aus das Gespräch mit Betroffenen und Angehörigen suchen, damit diese Anzeige erstatteten. Diese Vorgabe wurde nur teilweise erfüllt. Offenbar wurde nur mit jenen Personen gesprochen, die sich selber beim Orden meldeten.

Verstoss gegen Informationspflicht

Jöhri und seine Vorgänger verstieszen zudem gegen die klare Order Roms, dass solche Vergehen auch kirchenrechtlich verfolgt werden müssen. Laut Kardinal Müller sind keine Strafnachlässe vorgesehen, auch nach Jahren können harte Urteile gefällt werden: «Sexueller Missbrauch von Kindern ist eine Straftat, ein Verbrechen und auch eine schwere Sünde.» Auf die Frage, ob er als Provinzial und später als Ordensgeneral die Glaubenskongregation über den Fall Pater Joël informiert habe, um

ein kirchenrechtliches Verfahren einzuleiten, antwortet Jöhri ausweichend. Der Orden würde die Kirchenleitung in jedem Fall informieren, wenn es Anzeichen eines Missbrauchs gebe, und sie werde auch im laufenden Fall Pater Joël in Kenntnis gesetzt. Auf die klärende Nachfrage, ob diese Informationspolitik schon vor der Buchveröffentlichung oder erst jetzt auf Druck erfolgt sei, schweigt Mauro Jöhri.

Im Sommer 2016 veröffentlichte Papst Franziskus einen Brief, in dem er Anweisungen gibt, wie mit hohen Kirchenwürdenträgern umzugehen ist, die aus Nachlässigkeit Hand-



Ausweichend: Kapuziner Mauro Jöhri.

lungen unterlassen haben, die «anderen schweren Schaden» zugefügt haben: Sie sollen aus dem Amt entfernt werden. Insbesondere dann, wenn Nachlässigkeit bei sexuellem Missbrauch von Jugendlichen vorliegt. Eine mit Anmerkungen versehene Zusammenfas-

Trotzdem bleibt ein Dilemma, das mit der christlichen Herkunft der Beteiligten zu tun hat.

sung des Briefes ging auch an «alle höheren Oberen und Delegaten» der Kapuziner – unterzeichnet von Mauro Jöhri. Es könnte gut sein, dass er selber dieser Nachlässigkeit überführt wird.

Aus juristischer Sicht ist der Fall klar: Der pädophile Pater Joël hat sich an Wehrlosen ausgetobt. Seine Vorgesetzten haben ihn geschützt, die Taten so lange vertuscht, bis es nicht mehr ging. Trotzdem bleibt ein Dilemma, das mit der christlichen Herkunft der Beteiligten zu tun hat. Der heilige Franziskus, in dessen Nachfolge die Kapuziner sich sehen, lebte die bedingungslose Nächstenliebe, Jesus selbst vergab noch am Kreuz einem reuigen Mörder, der neben ihm dem Tod entgegenlitt. Anders gesagt: Die Kirche verurteilt die Sünde, aber der Sünder bleibt Mensch. Auch Pater Joël. Sein Opfer Daniel Pittet hat ihm vergeben. ○

Der Kronzeuge

Er log als Asylbewerber, sass wegen Menschenmuggels und machte bei einer Tötung mit. Doch im Monsterprozess von Kreuzlingen stützt sich die Anklage auf die Aussagen von Yilmaz B. Von Markus Schär

Drei Kurden dringen in die Bude des IV-Rentners Peter Gubler ein. Sie fallen über ihn her, fesseln ihn an Händen und Füßen und stopfen ihm die Kapuze seiner Jacke in den Mund. Die Männer sollen den 53-jährigen Hippie zum Schweigen bringen, denn er hat damit gedroht, ihre Bande von Menschenmugglern und Drogenhändlern auffliegen zu lassen. Einer von ihnen ist Yilmaz B. Aber er schaut nur zu, wie der Geknebelte in Ohnmacht fällt – so erzählt er es später den Staatsanwälten, und sie glauben ihm gern.

Was geschah am Abend des 20. November 2010 im Weiler Löwenhaus auf dem Thurgauer Seerücken, wo Peter Gubler an seinem Knebel erstickte? Diese und viele weitere Fragen soll der aufwendigste Prozess klären, den es im Thurgau je gab. Er fing am 20. Februar an und hört erst Ende November auf, zumindest sieht es der Plan so vor. Allerdings berät das Bezirksgericht Kreuzlingen derzeit, wie es den Prozess durchziehen kann; am 15. März verkündet es seinen Entscheid. Denn die Anklage stützt sich auf die Aussagen des Kronzeugen Yilmaz B. – dabei müsste er als möglicher Haupttäter vor den Schranken stehen. Die Staatsanwälte belohnen sein Anschwärzen von Dritten mit einer milden Anklage als Gehilfe, die Bezirksrichter in einem Separatverfahren mit fünf Jahren Freiheitsstrafe, während anderen Angeklagten mehr als fünfzehn Jahre drohen.

Verstörende Fragen

Das Schweizer Recht verbietet aber Kronzeugengeschäfte und Separatverfahren ohne zwingende Gründe. Im April 2015 setzte das Bundesgericht denn auch die beiden Kreuzlinger Staatsanwälte wegen «zahlreicher und teilweise krasser Verfahrensfehler» ab. Und im November 2015 hob das Obergericht das rechtskräftige Urteil gegen Yilmaz B. auf. Doch die Anklage, jetzt von der Generalstaatsanwaltschaft vertreten, stützt sich noch immer auf die Anschwärzungen, die das schwer gerügte Kreuzlinger Duo von seinem Kronzeugen zu Protokoll nahm, nachdem es ihm dafür eine milde Anklage versprochen hatte. Diese teils groben Rechtsbrüche, meint Otmar Kurath, der

Pflichtverteidiger eines der angeblichen Haupttäter, könnten «die prozessuale Wahrheit verfälschen, mit dem Risiko, dass Unschuldige verurteilt werden und Schuldige ungeschoren davonkommen».

Weshalb kungelten die Staatsanwälte mit einem Mann, der als Asylbewerber abgeblitzt war und als Menschenmuggler eingessessen hatte? Die Geschichte von Yilmaz B. wirft nicht nur verstörende Fragen zum Kreuzlinger

Für die Anschwärzung von Dritten wurde Yilmaz B. der Verbleib in der Schweiz versprochen.

Monsterprozess auf, sondern auch zur Schweizer Ausländerpolitik.

Yilmaz B. wächst mit sieben Geschwistern im türkischen Kurdengebiet an der Grenze zu Armenien auf. Er kommt 1993 als Fünfzehnjähriger in die Schweiz, wie alle seine Brüder und Schwestern, und fordert als angeblicher Sympathisant der PKK-Widerstandskämpfer Asyl, mit Erfolg. Er verzichtet aber 2000

auf seinen Status, wohl weil er als Flüchtling nicht in die Türkei reisen könnte. 2001 beantragt er doch wieder Asyl, und 2002 berichtet er dem Bundesamt für Migration, er habe sich einen türkischen Pass besorgt. Das Bundesamt verfügt deshalb endgültig das Erlöschen des Asyls. 2003 darf Sultan B., die der Geflüchtete in der Türkei geheiratet hat, aufgrund des Familiennachzugs in die Schweiz einreisen. Das Paar, das in St. Gallen lebt,

bekommt 2004 einen Sohn und 2010 eine Tochter.

Mit seiner Familie beansprucht Yilmaz B. Sozialhilfe; sein älterer Bruder Haci ergattert wegen seiner unerklärlichen Beschwerden eine Invalidenrente. Tatsächlich machen die beiden Brüder in der Bande von Nasar M. mit, die Menschen schmuggelt, mit Drogen handelt und für «robustes Inkasso», also gewaltsames Eintreiben von Schulden, sorgt. Bei einem Menschentransport nach Dänemark fliegen sie in Flensburg auf; Haci kommt davon, aber Yilmaz sitzt zwei Jahre in Haft. Die IV streicht später die



Tod eines Hippies: Tatort.



«Grosse kriminelle Energie»: Yilmaz B. (r.).

Rente von Haci, dem Vernehmen nach, weil ihn ein Detektiv beim Jobben in einem Döner-Laden gefilmt hat.

Als Yilmaz B. 2008 seine Strafe verbüsst hat, schaffen ihn die Deutschen in die Türkei aus. Er reist aber im Mai 2009 illegal wieder in die Schweiz ein und stellt, um seinen Aufenthalt zu sichern, sein drittes Asylgesuch. Er gibt an, er sei in der Heimat als Schlepper für PKK-Kämpfer verhaftet worden. Das Bundesamt wirft ihm aber vor, er komme bei seinen Geschichten nicht über Gemeinplätze hinaus und lege gefälschte Dokumente vor; es lehnt das Gesuch deshalb schon nach einem Monat ab. Yilmaz B. reicht beim Bundesverwaltungsgericht Beschwerde ein, und dieses lässt sich ohne einsichtigen Grund drei Jahre Zeit, bis es im Mai 2012 den Entscheid des Bundesamtes klar bestätigt.

«Eine Art V-Mann-Funktion»

Derweil dient sich der abgewiesene Asylbewerber mit ungeklärtem Aufenthaltsstatus, dem die Justiz eine «grosse kriminelle Energie» bescheinigt, der St. Galler Polizei als Informant an. Diese setzt ihn, mit Wissen des Kripchefs Bruno Fehr, in «einer Art V-Mann-Funktion» ein. In fünfzehn Treffen mit einem Wachtmeister schwärzt er diverse Bekannte wegen Drogengeschäften an, schweigt aber zu den Mitgliedern der Bande von Nasar M., in dessen Diensten er steht. Keine der Anschuldigungen bringt der Polizei etwas. Sie müsste also einse-

hen, dass ihr Informant mit seinen Geschichten nur die eigenen Machenschaften deckt.

Das tut Yilmaz B. auch erfolgreich, als er im Februar 2012 wegen des Überfalls auf Peter Gubler in Haft kommt. Seine Kumpane Serkan D. und Nurullah D., mit denen er sich im Haus des Getöteten aufhielt, sind auf der Flucht. Yilmaz B. kann sich deshalb als Gehilfen darstellen und alle Schuld auf die Kumpane abschieben. Und die Kreuzlinger Staatsanwälte glauben ihm,

«Somit ist in diese Kerbe zu schlagen und das Recht auf Familienleben hervorzuheben.»

wohl weil sie meinen, den Monsterfall um Menschenschmuggel und Drogenhandel dank seinen Geschichten zu lösen. Erst im Mai 2015, nach dem Separatverfahren gegen Yilmaz B., teilen sie dem Bezirksgericht mit, dass Nurullah D. im November 2014 in der Türkei verhaftet worden ist – und ausgesagt hat, Yilmaz B. habe den Überfall als Haupttäter ausgeführt.

Das Journal des Verteidigers von Yilmaz B., dessen Leistungen die Staatsanwaltschaft anstandslos honorierte, verzeichnet «Konferenzen» mit den Staatsanwälten am 2. Mai (1,25 Std.), am 21. Mai (9 Std.) und am 23. Mai 2013 (1,25 Std.). Davon gibt es – widerrechtlich – keine Protokolle. Die anderen Verteidiger argwöhnen deshalb, dass in diesen «Geheimkon-

ferenzen» der Deal ausgehandelt wurde: Für die Anschwärmungen von Dritten versprochen die Staatsanwälte Yilmaz B. gemäss einem Memorandum, ihn nur fünf Jahre hinter Gitter zu bringen und sich sogar um seinen Verbleib in der Schweiz zu kümmern. Die Chancen seien «sehr gering», hält zwar der Verteidiger fest. Aber die Staatsanwaltschaft setze sich dafür ein, weil die Frau und die Kinder von Yilmaz B. in der Schweiz lebten: «Somit ist in diese Kerbe zu schlagen und das Recht auf Familienleben gemäss EMRK hervorzuheben.» Nach seiner Haftentlassung 2015 wird Yilmaz B. wider Erwarten nicht abgeschoben. Und jetzt beugt er seiner Ausschaffung vor, indem er auf Facebook als Widerstandskämpfer auftritt und Erdogan als «Arschloch» und «Hurensohn» beschimpft.

Das Fazit: Wenn das Bezirksgericht Kreuzlingen nicht die Notbremse zieht, dann führt es seinen Monsterprozess, indem es sich auf die Geschichten eines Mannes stützt, dessen Aufenthalt in der Schweiz auf Lügen beruht, der bei organisierter Kriminalität bis hin zu einer Tötung mitmachte und der sich gegenüber Zeugen aufspielte, das Schicksal von Angeklagten hänge von seinen Aussagen ab. «Das ist ein Skandal», sagte der Verteidiger Otmar Kurath bei der Prozesseröffnung. «Dieses Wort brauche ich zum ersten Mal nach über 25 Jahren Tätigkeit an Gerichten und als Anwalt. Ich wiederhole: ein Skandal.» ○

Amerikanisches Roulette

Was bedeutet Trumps Wirtschaftspolitik für die Schweiz? In Konzernen und Bundesverwaltung blickt man gebannt nach Washington. Dabei müsste man sich jetzt bewegen. Von Beat Gygi und Florian Schwab

Für die Handelsbeziehungen zwischen den USA und der Schweiz war 2016 ein Jahr der Superlative. Die Exporte der Schweiz nahmen um mehr als vier Milliarden auf 31,454 Milliarden Franken zu, was einem Plus von 14,6 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht. Die Importe aus den USA stiegen gar um 22,3 Prozent auf neu 14,244 Milliarden Franken. Besonders kräftig wuchsen die Exporte der Pharmaindustrie, die allein Produkte für 15,12 Milliarden Franken über den Atlantik ausführte (2015: 12,05 Milliarden).

Wird sich dieses Wachstum auch unter Donald J. Trump fortsetzen? Oder wird seine Wirtschaftspolitik mit dem Primat «America First» dazu führen, dass Schweizer Unternehmen weniger in die USA exportieren können? In der Teppichetage der Schweizer Wirtschaft hat das grosse Werweissen eingesetzt. Die *Weltwoche* hat mit bedeutenden Firmen- und Verbandsvertretern gesprochen und notiert die wichtigsten Erkenntnisse aus Schweizer Sicht.

Zunächst muss man sagen, dass die wirtschaftspolitischen Pläne von Donald J. Trump noch nicht sehr klar sind. Zwar ist bekannt, in welchen Domänen Trump aktiv werden möchte – aber wie genau, darüber bestehen auch innerhalb der Trump-Regierung und unter den Republikanern unterschiedliche Vorstellungen.

Freihandelsabkommen Schweiz–USA

Eine herausragende Rolle wird jedenfalls die Handelspolitik einnehmen. Ein zentrales Wahlkampfversprechen von Trump ist, ungeliebte multilaterale Freihandelsabkommen zu hinterfragen, allen voran das pazifische Freihandelsabkommen TPP. Aber auch dem im Prinzip fertig ausgehandelten Freihandelsabkommen zwischen der Europäischen Union und den USA, TTIP, ist unter Trump vermutlich keine rosige Zukunft beschieden. Die Schweiz hätte sich mit einer sogenannten Docking-Klausel später an dieses Freihandelsabkommen anschliessen können.

Dass es dazu vermutlich nicht kommt, stimmt in der Schweiz kaum jemanden traurig. Der einhellige Tenor ist, dass die handelspolitischen Interessen der Schweiz im TTIP nur unzureichend zur Geltung kamen. Das Land sass nicht mit am Verhandlungstisch und hätte einfach einseitig übernehmen müssen, was die beiden Elefanten unter sich ausgemacht haben.

Trump's Idee, mit einzelnen Handelspartnern bilaterale Freihandelsabkommen abzuschliessen, kommt der Schweiz eher entgegen.

Wie eine kürzlich publizierte Untersuchung der Schweizer Botschaft in Washington zeigt, ist die Eidgenossenschaft der siebtgrösste Direktinvestor in den USA, nur knapp hinter Deutschland und noch vor Frankreich. Die schweizerischen Direktinvestitionen in den USA verzeichneten seit 2009 ein rasantes Wachstum. Fast eine halbe Million Arbeitsplätze in den USA hängen von Schweizer Firmen ab, davon knapp die Hälfte in der Industrie. Der Hauptsitz des Pharmariesen Novartis in der Pharmaforschung liegt beispielsweise in Cambridge, Massachusetts. Nach Angaben des Branchenverbands Interpharma gaben sämtliche Schweizer Pharmafirmen zusammen im Jahr 2015 9,3 Milliarden Franken für Forschung und Entwicklung in den USA aus – mehr als in der Schweiz (6,9 Milliarden).

Als das *Wall Street Journal* kürzlich vermeldete, das Weisse Haus habe bereits wichtige Botschafterposten vergeben, wurden explizit nur Kanada und die Schweiz genannt. Ein Wink also, dass die Eidgenossenschaft ähnlich wie Grossbritannien weit oben auf der aussenpolitischen Prioritätenliste der Trump-Regierung steht? Manch einer interpretiert es so. «Wenn das EDA klug ist, dann überwindet es seine anti-amerikanischen Reflexe und klärt die Möglichkeiten für ein Freihandelsabkommen Schweiz–USA», sagt ein ranghoher ehemaliger

Die Schweiz ist der siebtgrösste Direktinvestor in den USA – noch vor Frankreich.

Handelsdiplomat. Das scheint manchem dann doch etwas gar kühn. Martin Naville von der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer zweifelt: Es würde ihn «doch sehr überraschen, wenn das im Bereich des Machbaren läge». Nicht zuletzt auch aufgrund der Tatsache, dass der letzte solche Versuch von der schweizerischen Bauernlobby zu Fall gebracht wurde. Ähnlich klingt es bei der Pharmaindustrie, wo man sich beispielsweise eine gegenseitige Anerkennung von Heilmittelzulassungen sehr wünschen würde.

Nicht nur wegen der regen Handelstätigkeit ist die Pharmaindustrie einer der Wirtschaftszweige, die besonders genau in Richtung Washington schauen. Donald Trump hat im Wahlkampf immer wieder betont, die Medikamentenpreise in den USA seien zu hoch und es sei nicht hinnehmbar, dass die US-Konsumenten



Eine ganz andere Welt? Trump, Finanzminister

praktisch für die ganzen Forschungs- und Entwicklungskosten aufkommen müssten, während überall sonst die ausländischen Regierungen mit Preisregulierungen die Margen tief halten. Tatsächlich ist es den amerikanischen Sozialversicherungen Medicare und Medicaid seit dem Jahr 2004 verboten, mit den Herstellern die Medikamentenpreise zu verhandeln. Kurzzeitig bestand in Basel die Sorge, dass Trump an diesem Verbot rütteln könnte. Doch nach einem Treffen mit Industrievertretern Ende Januar, darunter mit Novartis-Chef Joseph Jimenez, hat er offenbar von dieser Idee Abstand genommen. Seither sieht man auch im Export-Kraftzentrum der Pharmaindustrie gelassener in die Zukunft.

Die grösste Sorge sowohl bei der Handelskammer als auch in der Exportindustrie betrifft hingegen eine andere Idee Trumps, die sogenannte *border-adjustment tax*. Im schlimmsten Fall würde diese auf eine Importsteuer von 20 Prozent auf alle importierten Güter hinauslaufen. «Damit bekäme unsere gesamte Exportindustrie ein sehr ernsthaftes Problem», sagt Martin Naville.

Im Steuersystem und im Finanzsektor kann die Schweiz also in Bedrängnis oder Zugzwang kommen. Die Finanzmarktregulierung in den USA steht vor einer Neuorientierung. Nach



Mnuchin.

dem Willen der Regierung Trump soll das 2010 erlassene riesige Gesetzeswerk Dodd-Frank zurückgestutzt werden. Dieses Gesetz war seinerzeit erlassen worden, um die Probleme vor allem im Bankensektor unter Kontrolle zu bringen. Auf ähnliche Art haben damals die europäischen Staaten und die EU ihre Finanzmarktregulierung verschärft. Wenn nun in den USA die Regulierung den Banken wieder mehr unternehmerischen Spielraum geben wird, gewinnen diese Institute an Konkurrenzkraft. Geraten die Schweizer Banken im internationalen Wettbewerb in Nachteil, wenn der Bund nicht auf ähnliche Art und Weise seine Regulierung durchforstet?

Finanzmarkt-Deregulierung

Nach der Einschätzung von Wolfram Kuoni, Wirtschaftsanwalt in Zürich und in den Führungsgremien mehrerer internationaler Banken vertreten, dürfte in den USA zunächst die sogenannte Volcker-Regel, die Banken den Eigenhandel mit Wertpapieren weitgehend verbietet, auf den Prüfstand kommen. Der amerikanische Finanzminister Steven Mnuchin ist mit dem Umkrempeln der Finanzgesetze beauftragt, und bei der Anhörung zu seiner Ernennung hatte er dargelegt, dass er die Volcker-Regel zwar unterstütze, dass man aber genau

untersuchen müsse, wie sie allenfalls die Liquidität auf den Märkten beeinträchtige. Die massive Einschränkung des Eigenhandels soll Banken davon abhalten, allzu viele Anlagen und damit entsprechende Risiken ins eigene Portefeuille zu nehmen. Diese Einschränkung hat aber auch den Nachteil, dass für bestimmte Wertpapiere am Markt zu wenig Käufer und Verkäufer auftreten und der Ausgleich von Angebot und Nachfrage nicht richtig zustande kommt. Bestimmte Wertpapiere können dann kaum gehandelt werden oder nur mit grosser Differenz zwischen Ankaufs- und Verkaufswert. Mnuchin zeigte sich vor allem besorgt darüber, dass die Einschränkung der Marktliquidität den Regionalbanken erheblich schaden könnte.

Ist die Schweiz nicht eine ganz andere Welt? Nach Kuonis Beurteilung wird der Eigenhandel auch in den Schweizer Gesetzen zur Verhinderung des *too big to fail* in so enge Schranken gewiesen, dass dies überdacht werden müsse. Der Eigenhandel von Finanzinstituten mit Wertpapieren werde meistens zu Unrecht verteufelt, denn es seien oft Banken, die den Handel mit Aktien und vor allem mit Obligationen so flüssig hielten, dass die Preisbildung effizient sei und ein verlässlicher Handel zustande komme. Bei Unternehmensbonds weite sich der Aufpreis bei Transaktionen bisweilen erheblich aus, wenn der Eigenhandel untersagt werde, die Finanzierung werde für die Firmen somit deutlich teurer als bei einem flüssigen Markt.

Die Finanzmarktregulierung der USA soll auch in anderer Hinsicht, etwa bei der hoheitlichen Überwachung der Bilanzen und bei Eigenmittelvorschriften, revidiert werden, während die Europäer weiterhin in Richtung Verschärfung der Überwachung streben – hin zur nächsten Stufe nach der Installation des Regelwerkes Basel III. Schweizer Bankenvertreter befürchten, dass die Bundesverwaltung sogar rascher vorwärtsdrängt als andere europäische Regierungen, dabei wäre nach Trumps Ankündigung jetzt doch ein vorläufiger Marschhalt angebracht. Hinzu kommt, dass die USA die Regeln des automatischen Informationsaustausches in Steuerfragen nicht einhalten und ihre «Steuerparadiese» schützen, die Schweiz aber eifertig mit Dutzenden von Ländern den gegenseitigen Datenaustausch vereinbart, selbst mit Ländern von mangelhafter Rechtsstaatlichkeit.

Besonders angespannt betrachtet man in vielen Schweizer Unternehmen auch die Veränderungen, die Trump in der Steuerpolitik skizziert hat. Der Steuerexperte eines Grosskonzerns formulierte es so: Bisher hätten sich das Steuersystem der Schweiz und das der USA im Grossen und Ganzen optimal ergänzt, jedenfalls aus Schweizer Sicht. Die Schwächen der amerikanischen Steuerpolitik, vor allem die hohe Besteuerung der Firmen im Inland, hätten der Schweiz Gelegenheit gegeben, mit

günstigen Standortbedingungen Zentralen oder Europa-Zentralen von US-Konzernen anzuziehen. Beispiele sind Philipp Morris, Procter & Gamble, Johnson & Johnson, Merck oder Caterpillar. Wenn Trump die Steuerbelastung amerikanischer Unternehmen nun tatsächlich praktisch halbiere und mit einer Art Amnestie beim «Heimbringen» der im Ausland gelagerten Mittel für US-Firmen die Anreize zur teilweisen Rückkehr in die USA erhöhe, werde Amerika plötzlich zum Konkurrenten, der den Schweizer Standort in Bedrängnis bringen könne.

Gegen die OECD

Kuoni weist seinerseits darauf hin, dass es nicht allein um die Senkung der Steuersätze gehe, sondern um eine Umgestaltung des Systems: Die in den USA ins Auge gefasste Umsatzsteuer, die an den Kauf eines Produkts am Ort des Kaufs gebunden sein soll, die sogenannte *destination-based cash flow tax*, bilde ein Gegenmodell zur bisherigen Einkommens- und Gewinnbesteuerung. Bei der neuen Umsatzsteuer sei der Ort des Verkaufs für die Besteuerung entscheidend, nicht die Frage, welche Tochterfirma des Konzerns in welchem Land wie viel Gewinn mache. Das laufe somit in eine ganz andere Richtung als das grossaufgezogene Projekt Beps (Base erosion and profit shifting) der OECD, das darauf abziele, in Konzernen das Verschieben von Gewinnen zwischen Ländern zu verhindern und Firmen mehr oder weniger vorzugeben, wie viel Gewinn ihre Töchter in welchem Land machen dürften, um als steuerkonform zu gelten. Nach Kuonis Einschätzung ist es für die Schweiz nun angebracht, sich nicht weiter auf den OECD-Kurs zu fixieren, sondern sich offenzuhalten gegenüber neuen Modellen. ○

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal



Russland und Twitter-Krieg

Die Medien überbieten sich mit schrillen Kommentaren zu Donald Trump. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche* an dieser Stelle, was der neue US-Präsident tatsächlich getan oder gesagt hat.

Am Samstagmorgen verbreitete Präsident Trump aus seiner Winterresidenz in seinem «Mar-a-Lago»-Resort per Twitter eine Serie explosiver Anschuldigungen: Präsident Obama habe den Trump Tower unmittelbar vor dem Wahlsieg abhören lassen. «Nichts gefunden. Das ist McCarthyismus.»

Der Twitter-Sturm, der um 6.35 Uhr Ortszeit begann, gipfelte in der Aussage, Obama sei ein «böser (oder kranker) Typ», der ein «neues Tief» erreicht habe. «Ein guter Anwalt», so Trump weiter, «könnte einen grossen Fall machen aus der Tatsache, dass Präsident Obama meine Telefone im Oktober abhören liess, gerade vor der Wahl!»

Ein Sprecher des Ex-Präsidenten antwortete, dass «weder Präsident Obama noch sonst irgendein Mitarbeiter des Weissen Hauses jemals die Überwachung eines US-Bürgers angeordnet hat. Jede solche Unterstellung ist schlicht und einfach falsch.»

Was wir bis jetzt wissen (und was nicht)

1 — Gibt es irgendwelche Beweise dafür, dass das Weisse Haus Trumps Telefone während des Wahlkampfes «abhören» liess?

Trump selber hat keine konkreten Beweise für seinen Vorwurf vorgelegt. Ein US-Präsident ist rechtlich nicht befugt, Abhörmassnahmen zu befehlen. Die legale Abhöraktion kann ausschliesslich ein Bundesrichter anordnen. Der frühere Justizminister Michael Mukasey hat auf ABC News allerdings die These aufgestellt, dass das Justizdepartement möglicherweise eine solche Überwachung durchgeführt habe: «Ich denke, Trump hat recht darin, dass es eine Überwachung gab und dass diese unter der Ägide des Justizdepartements und der Justizministerin stattfand.» Der frühere Spitzenmann der Justizbehörde führte aus: Sollte es tatsächlich so gewesen sein, «gab es Grund zur Annahme, dass jemand im Trump Tower als Agent für die Russen fungierte – zu welchem Zweck auch immer. Nicht notwendigerweise für die Wahlen, aber für irgendetwas.»

2 — Gibt es irgendwelche Beweise für eine Absprache zwischen der russischen Regierung und Beauftragten der Trump-Kampagne?

Der frühere Geheimdienstkoordinator James Clapper sagte bei einem Auftritt auf NBC am Sonntag: «Wir hatten keine Beweise für eine solche Absprache», und fuhr fort: «In

unseren Bericht haben wir keine Beweise aufgenommen, welche – und wenn ich sage «unseren», dann umfasst dies die NSA, das FBI, die CIA sowie mein eigenes Amt des Nationalen Geheimdienstdirektors – den Schluss zulassen, dass es irgendeine Absprache zwischen den Mitgliedern der Trump-Kampagne und den Russen gab.»

Der demokratische Senator Chris Coons, Mitglied im Justizausschuss des Senats, ge-



«Viele Schimpfwörter»: Trumps Truppenbesuch.

stand am Sonntag auf Fox News ebenfalls ein, dass ihm «kein schlüssiger Beleg vorliegt, dass es in irgendeiner Art und Weise zu einer Absprache zwischen führenden Ebenen der Trump-Kampagne und Vertretern Russlands gekommen sei. Von solchen Beweisen habe ich nichts gehört.»

3 — Wer untersucht was?

Gemäss Presseberichten führt das FBI mindestens drei Untersuchungen durch im Zusammenhang mit einer möglichen russischen Einmischung in die Wahlen 2016 und mutmasslichen Verbindungen zur Trump-Kampagne. Zudem wollen, laut der News-Plattform *Voice of America*, mindestens fünf Ausschüsse und ein Unterausschuss im Kongress die Vorwürfe untersuchen. Die führende Rolle kommt dabei den Geheimdienstkomitees von Senat und Repräsentantenhaus

zu, welche siebzehn Nachrichtendienste beaufsichtigen. Der Vorsitzende des entsprechenden Senatsausschusses, Devin Nunes, bestätigt, dass sein Komitee auch Trumps Abhörvorwürfe gegen die Obama-Regierung prüfen werde. Die Führungsmannschaft der Republikaner hat sich bislang der Forderung der Demokraten nach einem Untersuchungsausschuss oder nach einem Sonderstaatsanwalt entgegengestellt.

4 — Welche Rolle spielt der neue Justizminister Jeff Sessions, der bei der Trump-Kampagne als Berater und Vertreter fungierte?

Der Justizminister ist in den Ausstand getreten für «alle bestehenden oder zukünftigen Untersuchungen von Angelegenheiten, die in irgendeiner Weise mit der Präsidentschaftskampagne zu tun haben». Vergangenen Mittwoch wurde bekannt, dass der frühere Senator aus Alabama sich letztes Jahr zweimal mit dem russischen Botschafter Sergei Kislyak getroffen hatte. Einmal kurz an einer Think-Tank-Veranstaltung im Juli anlässlich des Parteitags der Republikaner in Cleveland, an dem etliche Botschafter teilnahmen. Ein zweites Mal im September in seinem Senatsbüro in Begleitung seines Stabes.

Sessions ist in den letzten Tagen unter Beschuss geraten wegen seiner Antworten bei der Anhörung vor dem Senat zur Bestätigung seiner Nominierung. Auf eine Frage betreffend mögliche Kontakte zwischen der russischen Regierung und Beauftragten der Trump-Kampagne antwortete Sessions unter Eid: «Mir sind keine solchen Aktivitäten bekannt. Ich wurde während der Kampagne ein- oder zweimal als deren Vertreter bezeichnet und hatte keine Kommunikation mit den Russen, und ich kann dazu nichts sagen.» Der Vorsitzende des Justizausschusses, Senator Chuck Grassley, sprang seinem früheren Ratskollegen bei, indem er «das Gerede um Rücktritt» als «Unsinn» abtat. Sessions habe richtig gehandelt, indem er in den Ausstand getreten sei.

5 — Wie hat Trump auf die Kritik gegenüber Sessions reagiert?

Gemäss vielen Medienberichten ist Trump wütend darüber, dass die Sessions-Kontroverse seine weitum gerühmte Rede vor den beiden Kammern des Kongresses am Dienstag letzter Woche überschattet hat. Laut CNN war

der Präsident verärgert, als Sessions am Donnerstagabend seinen Ausstand (wegen Befangenheit) bekanntgab. Er hielt den Entscheid für eine Überreaktion. Als Trump am selben Abend von seinem Besuch auf der «USS Gerald R. Ford» in Newport News, Virginia, zurückkam, soll es im Weissen Haus «zu vielen Schimpfwörtern gekommen sein», berichtete CNN.

Einreisemoratorium 2.0

Am Montag hat Präsident Trump sein überarbeitetes Einreisemoratorium für Bürger aus «besonders besorgniserregenden Staaten» (*countries of particular concern*) präsentiert. Der Erlass ordnet ein auf neunzig Tage befristetes Einreiseverbot für Staatsangehörige aus dem Iran, aus Libyen, Somalia, dem Sudan, Syrien und Jemen an. Die Einreise von Flüchtlingen soll für 120 Tage unterbrochen werden. Während dieser Zeitspanne sollen die Verfahren zur Sicherheitsprüfung kontrolliert werden.

Dem sehr umfangreichen und detaillierten Erlass gemäss sind rund 300 Personen, welche als Flüchtlinge in die USA einreisen, «derzeit Gegenstand von Anti-Terrorismus-Verfahren». Bemerkenswert ist, dass der Irak von der Liste entfernt wurde. Die neue Direktive bezeichnet das Land als «Spezialfall», was eine «andere Behandlung» rechtfertigt: Zwar gebe es dort weiterhin Kämpfe zwischen Kämpfern des Islamischen Staats (IS) und Regierungstruppen, das Land unterhalte aber eine «enge und kooperative Beziehung zu den Vereinigten Staaten».

Das dreimonatige Moratorium tritt am 16. März in Kraft und gilt für ausländische Staatsangehörige aus den sechs Sorgenländern, die dann kein gültiges Visum haben. Davon nicht betroffen sind demzufolge alle, die einen rechtmässigen Wohnsitz in den USA haben oder im Besitz eines gültigen Visums sind, sowie anerkannte Flüchtlinge und Personen, die durch die Uno-Konvention gegen Folter geschützt sind. Weitere Ausnahmen können zudem fallweise gewährt werden, so das Präsidialdekret. Die Neufassung will keinen unbefristeten Aufnahmestopp mehr für syrische Flüchtlinge und beinhaltet auch keine Passagen mehr, die religiöse Minderheiten bevorzugen. Das neue Moratorium wurde vom Minister für Innere Sicherheit, John Kelly, von Aussenminister Rex Tillerson und Justizminister Jeff Sessions der Öffentlichkeit präsentiert.

Minister Kelly sagte an der Pressekonferenz, sein Departement habe «eng mit dem Justiz- und dem Aussenministerium zusammengearbeitet, um einen Präsidialerlass zu erreichen, der unserem Informationsbedürfnis gerecht wird und das Land sowie unsere Bürger schützt». Die Unterzeichnung durch den Präsidenten fand diesmal nicht öffentlich statt. Stattdessen twitterte Trumps Pressechef Sean Spicer ein offizielles Foto davon. ○

Amerika

«Zum Kampf bereit»

Im Lager der Demokraten läuft sich Chuck Schumer als Kontrahent von Donald Trump warm. Ein Duell der New Yorker bahnt sich an, das Spannung verspricht.

Die Chaos-Tage der Trump-Ouvertüre lassen leicht vergessen: Seit Obama aus dem Weissen Haus ausgezogen ist, fehlt den Demokraten eine Führungsfigur. Mit Charles «Chuck» Schumer, 66, erhebt sich eine Persönlichkeit, die bereit scheint, den Part des Oppositionsführers zu übernehmen. Das *Time Magazine* hat den Senator aus New York auf dem Cover schon mal als Lichtgestalt inszeniert, faltenlos und engelsbleich. Doch Schumer ist ein Fremdkörper in himmlischen Gefilden. Er kommt aus denselben Häuserschluchten wie sein Rivale, der Präsident.

Trump stammt aus dem rauen Queens. Schumer aus dem benachbarten Brooklyn. Wie der Tycoon ist Schumer einer, der früh hochschoss. Mit 23 wurde er als jüngster Vertreter in das New Yorker Parlament gewählt. 1980 schaffte er den Sprung in den Kongress in Washington. Seit Januar ist er der erste jüdische Senatsführer der Demokraten.

Noch am Wahltag hatte sich Schumer mitten im Machtzentrum gewöhnt. Wäre Hillary Clinton Präsidentin geworden, hätte er als Mehrheitsführer im Senat eine Schlüsselrolle der Weltpolitik gespielt. Nach der Niederlage sei er in eine «Art Depression» verfallen, erzählte er dem *Time Magazine*. Seine bitter weinenden Töchter habe er mit dem Soul-Klassiker «*Mama said there'll be days like this*» getröstet.

Schumer hat sich wieder gefasst und nimmt Mass an seinem Kontrahenten. Die beiden kennen sich seit Jahrzehnten. Sie haben eine ähnliche Grosstadtshnauze, teilen den Hang zu Kraftwörtern und verbaler Überhöhung. Beide sind einem Deal nicht abgeneigt, sofern er Macht und Geld verspricht. Trump unterstützte Schumers Wahlkämpfe mit mehr als 80 000 Dollar. Schumer ebnete dem Baulöwen das Terrain und trat in Trumps Reality-Show «*The Apprentice*» auf.

Doch nun ist Schluss mit der Kungelei.

Schumer hat es in der Hand, Trumps Politik im Senat zu blockieren. Republikaner verfügen lediglich über 52 der 100 Senatssitze. Da kann es schnell eng werden für Trumps Projekte. Doch auch Schumer wandelt auf einem schmalen Grat. Die Blockadepolitik birgt Risiken. Legen sich Demokraten zu sehr quer, droht Abgeordneten aus den «Swing States» die Abwahl. Distanziert sich Schumer andererseits zu wenig von Trump, riskiert er eine Revolte am linken Parteirand. Er ist gewarnt. Nach Trumps erster Verfügung des Einreisemoratoriums kam es zu Protesten vor Schumers Wohnung in Brooklyn.

«Wo ist dein Rückgrat?!», skandierte die aufgebrauchte Menge.

Sukzessive tastet sich Schumer zur Front vor. Letzte Woche forderte er den Rücktritt von Jeff Sessions. Trumps Justizminister habe den Kongress «in die Irre geführt», als er seine Kontakte zum russischen Botschafter in Washington unter Eid verschwiegen habe. Trump rächte sich sofort und twitterte ein Foto, das Schumer mit Putin – lachend vereint bei Kaf-



Himmlische Gefilde: Politiker Schumer.

fee und Donuts – zeigt. «Totaler Heuchler!» Man solle eine «sofortige Untersuchung» gegen ihn einleiten. «Mit Vergnügen», parierte Schumer per Tweet. Sein Treffen habe 2003 stattgefunden. «Im Beisein der Presse und der Öffentlichkeit. Und wie war es bei Ihnen und Ihrem Team?»

Am Montag haben die Republikaner ihren Gesetzesentwurf zur Versenkung von Obamacare vorgelegt. Damit ist nach der Serie von Präsidialdekreten und Twitter-Duellen die erste grosse Schlacht im Senatssaal lanciert. Trump mahnt die 52 Republikaner zur Fahntreue. Die Vorlage ist im rechten Lager umstritten. Wechseln bloss drei Senatoren die Seite, verschwindet auch Trumps Reform im Orkus.

«Ich bin bereit zum Kampf», lässt Schumer seinen Rivalen aus Queens wissen. «Ich komme aus Brooklyn und bin einer Keilerei nie abgeneigt.» *Urs Gehriger*

Deutschland paradox

Von Thilo Sarrazin — Die einen Länder neigen mehr zur Produktion, die anderen mehr zum Konsum. Muss sich die Bundesrepublik den Exportschlusslichtern anpassen?



Kürzlich vermeldete das Statistische Bundesamt, dass der deutsche Exportüberschuss im Jahr 2016 252 Milliarden Euro betrug. Damit war er möglicherweise noch höher als der Exportüberschuss Chinas. Man könnte es sich einfach machen und den Euro, der für Deutschland zu billig und für Italien zu teuer ist, zum Sündenbock erklären. So sieht es Trump. Man könnte auch verfehlte deutsche Sparsamkeit für den Schuldigen halten. So sehen es Regierung und Presse in Frankreich und Italien und linke Keynesianer überall auf der Welt.

Doch so einfach ist es nicht: Der richtige Massstab ist der Leistungsbilanzsaldo, der auch die Kapitaleinkommen mit einschliesst, und dieser sollte ins Verhältnis zur Wirtschaftskraft des Landes gesetzt werden, dann zeigt sich das eigentliche Ungleichgewicht: An der Spitze steht die Schweiz mit einem Leistungsbilanzüberschuss von 11,5 Prozent des BIP (2015), es folgen Irland mit 10,2, Dänemark mit 9,2, die Niederlande mit 8,7, Deutschland mit 8,5 und Schweden mit 4,7 Prozent. In Ostasien haben Südkorea 7,7, Japan 3,1 und China 3 Prozent Leistungsbilanzüberschuss. Es handelt sich offenbar um ein nordeuropäisches und ostasiatisches Phänomen. Weltweit sehen wir, dass die meisten Länder mit einer starken exportorientierten Industrie zu Überschüssen neigen.

Deutschland und Japan am Pranger

Nationen, die kein so attraktives Angebot im eigenen Land haben, kaufen gerne fremde Waren und neigen zu Leistungsbilanzdefiziten: So ist es ganz logisch, dass Grossbritannien traditionell ein Leistungsbilanzdefizit hat, das 2015 4,3 Prozent des BIP betrug. In den USA lag es bei 2,6 Prozent oder 463 Milliarden Dollar. Vereinfacht kann man sagen: In Staaten mit nachhaltigen Leistungsbilanzdefiziten geben Regierungen, Unternehmen und Private gerne mehr aus, als sie einnehmen; das ist auch eine mentale Frage. Ausserdem haben sie in den letzten Jahrzehnten nicht ausreichend für eine leistungsfähige Industrie Sorge getragen oder zugelassen, dass diese verfiel. Das ist eine Frage falscher Politik oder mangelhafter Leistungsfähigkeit.

Da alle Welt wahnsinnig gern amerikanische Staatsanleihen kauft, können sich die USA ihr Leistungsbilanzdefizit noch lange Zeit leisten.

Ob Donald Trumps Reindustrialisierungspolitik Erfolg hat, wird man sehen. Sie könnte langfristig einen Rückgang des Leistungsbilanzdefizits bewirken. Auch die Briten wollen ihr Land wieder reindustrialisieren. Wenn sie das nicht so schnell schaffen, wird ersatzweise das Pfund weiter abgewertet.

Gegenwärtig wiederholt sich eine Diskussion, die ich erstmals vor vierzig Jahren, Ende der siebziger Jahre, erlebte. Damals standen Deutschland und Japan wegen ihrer Leistungsbilanzüberschüsse international am Pranger und sollten sich zu expansiven Massnahmen verpflichten. Davon erhofften sich die USA,



Eine mentale Frage: Hamburger Hafen.

Grossbritannien und Frankreich Auftrieb und Entlastung für ihre Volkswirtschaften. 1978 gaben die Deutschen nach und verpflichteten sich auf dem Weltwirtschaftsgipfel in Bonn zu expansiven Massnahmen. Zwei Jahre später versank die Weltwirtschaft in der zweiten Ölkrise mit hohen Zinsen, hoher Inflation, hoher Staatsverschuldung und weltweiter Schrumpfung. Ehe die Debatte erneut aufflammen konnte, kam 1989 die deutsche Einheit; damit verschwanden für rund anderthalb Jahrzehnte auch die deutschen Leistungsbilanzüberschüsse. Jetzt sind sie wieder da und grösser denn je.

Viele Argumente erinnern mich an die vor vierzig Jahren geführte Debatte. Das Beharrungsvermögen von Strukturen zeigt sich dar-

an, dass die damaligen und heutigen Defizit- und Überschussländer quasi identisch sind, wenn man den Aufstieg Chinas ausklammert. Auch die grossen Wechselkursverschiebungen in den letzten vierzig Jahren haben an der Tendenz zu Überschüssen bei den einen und zu Defiziten bei den anderen Ländern nichts geändert. Stark vereinfacht und etwas unwissenschaftlich ausgedrückt: In sozialpsychologischer Hinsicht neigen offenbar die einen Länder mehr zur Produktion und die anderen mehr zum Konsum, und diese stabile Prägung überdauert die Jahrzehnte.

Unglücklich ist, dass dieser Riss auch durch den Euro-Raum geht. Seit Jahren gibt es in Südeuropa (einschliesslich Frankreich) eine Opposition gegen eine angeblich von Deutschland aufgezwungenen Austerität. Die dabei benutzten Argumente sind jenen der USA und des IWF aus dem Jahr 1977 ähnlich: Damals wie heute argumentiert die deutsche Seite, dass Defizite, ob im Staatshaushalt oder in der Leistungsbilanz, nur von innen bekämpft werden können. Damals wie heute ist diese Botschaft unbeliebt.

Allerdings ist die heutige Debatte gefährlicher. 1977 lauteten die Forderungen an Japan und Deutschland, ihre nationale Geldpolitik zu lockern und mehr fiskalische Impulse zu setzen. In der Währungsunion lauten die Forderungen heute, staatliche Transfers aus den Überschussländern in die Defizitländer zu organisieren und die Verschuldung teilweise zu vergemeinschaften. Bis dahin steigt der Target-Saldo der Bundesbank in der EZB. Im Januar 2017 hatte er den Rekordstand von 795 Milliarden Euro erreicht. In diesem Umfang hat die Bundesbank andere Euro-Länder «vorfinanziert».

Dauerhafte Transfers aus deutschen Staatseinnahmen in andere Euro-Länder würden den deutschen Leistungsbilanzüberschuss dämpfen. Das so verwendete Kapital würde ja nicht mehr im Ausland angelegt, sondern in den Staatsverbrauch anderer Euro-Länder einfließen. Bisher kann man den deutschen Sparüberschuss als Vorsorge für die spätestens in zwanzig Jahren absehbare demografische Rentenlücke betrachten. Jeder Transfer an Euro-Länder würde zu Lasten der Vorsorge gehen.

Durchschauen Angela Merkel und Martin Schulz diese Zusammenhänge, ist ihnen das überhaupt wichtig? Bereits die Kosten für die Versorgung von Flüchtlingen und illegalen Einwanderern, gegenwärtig 40 bis 50 Milliarden Euro jährlich mit stark wachsender Tendenz, gehen zu Lasten der künftigen Altersvorsorge. Jetzt möchte Schulz auch noch die Arbeitsmarktreformen von Gerhard Schröder teilweise zurückdrehen. Auch so kann man an der Reduktion des deutschen Leistungsbilanzüberschusses arbeiten. Ich glaube indes nicht, dass damit den Arbeitnehmerinteressen wirklich gedient ist.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestseller-Autor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Klare Prioritäten

Von Hansrudolf Kamer — Die chinesische Führung hat ihre Prioritäten klar geordnet und bereitet sich auf den Parteikongress im Herbst vor. Für die Aussenwelt ist das vermutlich keine gute Nachricht.



In der Schattenwelt der chinesischen Führungspolitik ist nicht erkennbar, wohin die Reise geht. Wer als höchstes Ideal jeder Politik ihre Berechenbarkeit sieht, eine besonders in Berlin geschätzte Meinung, wird enttäuscht. So bleibt nur die Hoffnung, dass die asiatische «Supermacht» und zweitgrösste Wirtschaft der Welt irgendwie stabil und auf Kurs bleibt.

An der jüngsten Session des Volkskongresses in Peking haben der grosse Führer Xi Jinping und Ministerpräsident Li Keqiang die Ziele der Zentralbürokratie für die Wirtschaft in den nächsten fünf Jahren erläutert und dabei Zahlen genannt, die niemand überprüfen kann.

Klar scheint nur zu sein, dass das Wirtschaftswachstum abnimmt und der Rückgang mit allen Mitteln, die dem Staat zur Verfügung stehen, gebremst werden soll. Das ist in den letzten Jahren trotz einigen Turbulenzen gelungen. Grössere soziale Verwerfungen und Proteste blieben unter Kontrolle.

Gleichzeitig wird versucht, die Wirtschaft umzubauen – in Richtung Dienstleistungen und Hightech-Industrien – und die allgemeine Effizienz zu erhöhen. Das ist offensichtlich weniger gut gelungen. Da in diesem Herbst der XIX. Parteikongress (römische Ziffern sind de rigueur) ansteht, wird dieser Umbau auf die Warteliste gesetzt.

Wachstum ist wichtiger als wirtschaftliche und finanzielle Restrukturierung. Wachstum ist unerlässlich, um Ruhe im Land zu bewahren. Allerhöchste Priorität hat der Machterhalt der Partei, zweithöchste jener von Xi Jinping und dritthöchste – eher langfristig – die Wiederherstellung des traditionellen chinesischen Imperiums aus der Qing-Dynastie (der letzten vor der Revolution) mit der «Aufnahme» Taiwans und der Mongolei. Die Wirtschaft per se hat keinen Wert, ist nur Mittel zum Zweck.

Xi Jinping wird am Kongress sein zweites Fünfjahresmandat als Parteichef erhalten. Er ist der «Kern des Zentralkomitees», Staatsoberhaupt, Vorsitzender der KP, der Zentralen Militärkommission und einer wachsenden Zahl anderer Parteigremien. Zeit zum Schlafen findet er kaum mehr.

Doch damit in Zusammenhang gibt es Spekulationen aller Art. Seit letzten Herbst geistert die Vermutung durch die Medien, dass Xi beabsichtigt, länger als die üblichen zehn Jahre oberster Führer zu bleiben. Die Amtszeit des Präsidenten ist in der Verfassung von 1982 auf zwei Fünfjahresperioden beschränkt. Erst seit Jiang Zemin allerdings ist die Personalunion mit dem Parteichef (1993) üblich geworden. Vorher waren weder das Amt noch die Verfassung von grösserer Bedeutung.

Was immer Xi vorhat – wenn er hier etwas ändern will, braucht er Verbündete. Der wichtigste unter ihnen ist Wang Qishan, Chef der Disziplinarkommission der Partei, der die tief-schürfende Antikorruptionskampagne leitet. Der Feldzug hat das plakative Ziel, eben die Korruption auszurotten. Ohne diese, die China seit Jahrhunderten prägt, würde im Reich der Mitte allerdings gar nichts mehr funktionieren.

So werden stattdessen die Gegner Xis ausgeschaltet. Das ist bisher dank Wang recht gut, aber nicht vollständig gelungen. Der Apparat ist zu gross, die Kontrolle hat (noch) nicht stalinistische Ausmasse erreicht. Es gibt auf allen Ebenen zahllose Möglichkeiten, die Zentralregierung zu sabotieren.

Die Amtszeitverlängerung Wangs bräche die Regel, dass hohe Parteifunktionäre im

Alter von 68 Jahren in Pension gehen müssen. Wollte man die Korruption aber weiter nur im Sinn Xis bekämpfen, müsste Wang im Amt bleiben. So oder so – Xi hat Zeit. Einen offenen Bruch mit den seit Deng Xiaoping etablierten kollektiven Führungstraditionen muss er vorerst nicht riskieren.

Was die dritte Priorität der Parteiführung betrifft – die imperialistische –, so sind die Zeichen günstig. Der grosse Rivale Amerika ist auf dem Rückzug seit Präsident Obama. Sein Nachfolger will zwar militärisch aufrüsten, doch politisch tastet er sich erst vor. Wie widerstandsfähig er ist, müsste geprüft werden.

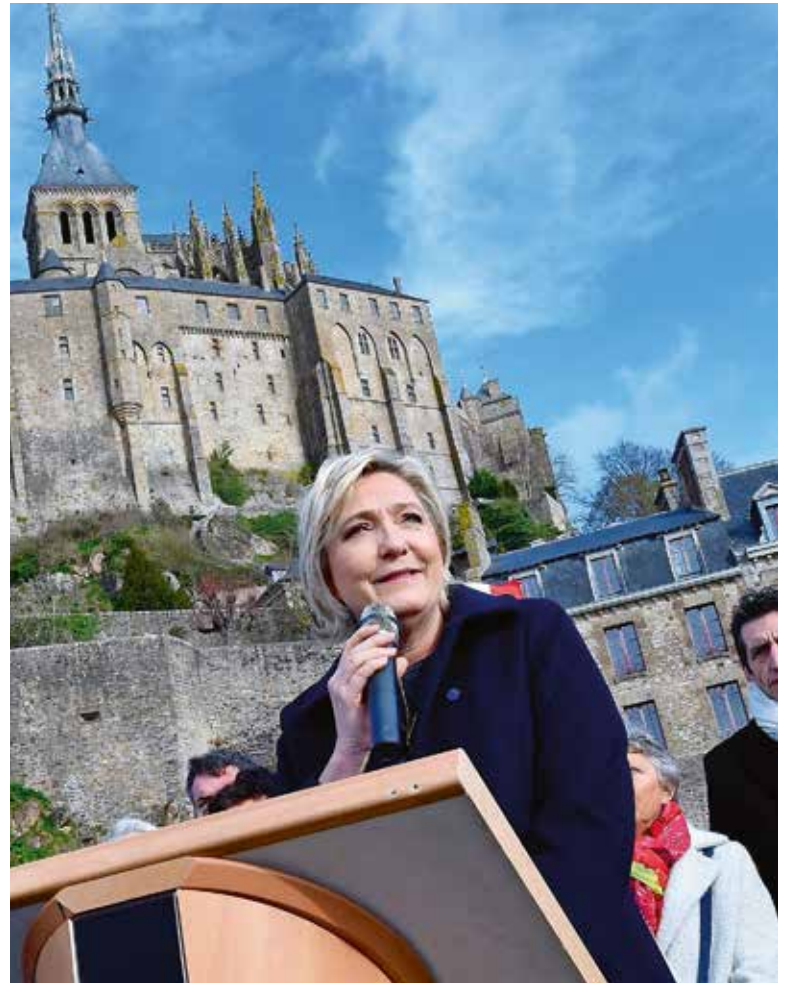
Amerika auf Distanz halten

Auf die jüngsten Raketentests Nordkoreas, die den Westen händeringend in die Ohnmacht treiben, reagiert die Pekinger Führung mit Rhetorik und Gelassenheit. Die Uno-Sanktionen gegen Nordkorea unterläuft China regelmässig. Das Kim-Regime wird auf breiter Front unterstützt: im Bankenwesen, im Ölsektor, im Handel generell, im Zugang zu Häfen und mit Rückendeckung für Scheinfirmen, die für allerhand Transaktionen notwendig sind.

Der Wert Nordkoreas für Peking liegt auf der Hand. Es bedroht die amerikanischen Alliierten Südkorea und Japan direkt. Wenn es Pjöngjang dereinst gelingen sollte, mit nuklearen Interkontinentalraketen das amerikanische Festland zu erreichen – umso besser. So wie das Ausgreifen in der Südchinesischen See und der rasante Aufbau der Kriegsmarine dient Nordkorea der chinesischen Strategie, die Amerikaner im Pazifik auf Distanz zu halten. Denn nur sie können die imperialistischen Ziele Pekings gefährden.



Feldzug mit plakativem Ziel: Wang Qishan (l.), Xi Jinping.



«Der Front national ist die Partei der aussterbenden Mittelschicht»: François Fillon, Marine Le Pen.

Requiem für die Fünfte Republik

Der französische Präsidentschaftswahlkampf als konservative Revolution und multikultureller Klassenkampf: Geograf Christophe Guilluy erklärt, warum Marine Le Pen gewinnen kann. Die Fünfte Republik sei am Ende – die Wahl entscheide über Europas Schicksal. *Von Jürg Altwegg*

Die konservative Revolution marschiert, ihre Ideen haben in Frankreich die Mehrheit erobert. Sie hat nicht nur den Aufstieg des Front national ermöglicht und begleitet. Mit François Fillon verfügt(e) die bürgerliche Rechte über einen Kandidaten «ohne Komplexe» und mit einem kohärenten, durchaus reaktionären Programm. Haushoch hatte er damit die Vorwahl seiner Partei, der Republikaner (LR), gewonnen. Nichts schien seinen Triumphzug ins Elysée aufhalten zu können.

Die neue «konservative Revolution» geht auf den Mai 68 zurück. Damals rüstete eine Handvoll intellektueller Aussenseiter zum Kulturkampf gegen die linke Hegemonie. Diese «neue Rechte» – mit ihrem Pionier Alain de Benoist – griff skrupellos auf das faschistische und rassistische Gedankengut, das in Frankreich über eine grosse Tradition verfügt, zurück. Es war tabu und seit 1945 durchaus mit einem – nachvollziehbaren – Denkverbot belegt. Als Mitterrand 1981 die Sozialisten und die Kommunisten

an die Macht brachte, entwickelte die «Nouvelle Droite» eine Strategie der Rückeroberung auf dem Weg über die Kultur.

«Klassenkampf von oben»

Dieses Gedankengut keimte auch in Amerika. Stephen Bannon bekennt sich zum «integralen Nationalismus» des faschistischen Dichters Charles Maurras, der die Aufklärung bekämpfte. Der Gegensatz von «pays légal» und «pays réel» – zwischen der liberalen Demokratie und dem «wahren» Frankreich, der Nation – ist ebenfalls ein von Charles Maurras entwickeltes Konzept, auf das sich Donald Trumps Wahlkampf stützte. Unter dem Vichy-Regime (1940–1944) benutzte es Philippe Pétain, im Kampf (des «Volks») gegen «das System» und seine Eliten erlebt es eine Renaissance.

Als einer der Inspiratoren von «Alt-Right» kommt der 73 Jahre alte Alain de Benoist auch in Frankreich zu neuen Ehren. Seit dem Machtwechsel in Amerika interessiert sich

Frankreich auch verstärkt für seinen umstrittensten Geografen, Christophe Guilluy. Trump und der Brexit bekräftigen seine Theorie eines neuen Klassenkampfes, in dessen Logik Guilluy auch Marine Le Pen vom Front national den möglichen Sieg bescheinigt.

Eine klassenkämpferische Rhetorik zeichnet seine Bücher aus. Sie tragen Titel wie «Le Crépuscule de la France d'en haut» (Die Dämmerung Frankreichs von oben) und «La France périphérique» (Das periphere Frankreich): an seinen Rändern macht er die Bruchstellen aus. Aufgrund seiner demografischen Studien gelangte Guilluy zu der Einsicht: «Der Front national ist die Partei der aussterbenden Mittelschicht.»

Auch den neuen Klassenfeind hat er bezeichnet: Es ist der «Bobo», der linksliberale «bourgeois bohème», den man bislang eher als Mode- und Lifestyle-Phänomen behandelte. Gemeint ist der urbane Hedonist, der Velo fährt, bio isst und sich multikulti fühlt. In den

Städten haben die Bobos die Macht übernommen, jetzt schotten sie sich ab. Die Verkehrspolitik setzt auf den Stau, um die Invasion der Autos aus der Banlieue zu stoppen. Die Bobos profitieren vom kulturellen Angebot der Hauptstadt. Sie haben das volkstümliche und kleinbürgerliche Paris zerstört und die unteren Schichten aus der Stadt vertrieben.

Front national als Partei der Mittelschicht

Guilluy fasst die Bobos zur neuen herrschenden Klasse zusammen. Sie führen einen «Klassenkampf von oben». Die Franzosen der aussterbenden Mittelschicht haben sich nach ihrer Vertreibung nicht in den Banlieues niedergelassen. Sie zogen noch weiter hinaus an die Ränder der Agglomeration, dreissig bis fünfzig Kilometer von den Zentren entfernt. Hier erreicht der Front national 35 Prozent der Stimmen – 10 Prozent mehr als im Landesdurchschnitt. Dass es in diesen kleinen und mittleren Städten auch sehr viel weniger Ausländer gibt als anderswo, ist für Guilluy keineswegs ein Hinweis auf einen unverbesserlichen Rassismus der Front-national-Wähler. Er stützt mit dieser Beobachtung vielmehr seine These: Der Front national ist die Partei der aussterbenden Mittelschicht – mit etwas anrühriger Herkunft.

Die Arbeiter und Angestellten bilden die neue Unterschicht. Zu ihr gehören Rentner und die Jugendlichen, die zwar fast alle die Matur haben, aber keine Chance, an den renommierten Eliteschulen zu studieren. So kommt der Geograf auf rund 70 Prozent der Bevölkerung. «Zum ersten Mal in der Geschichte leben diese Schichten in ihrer Mehrheit nicht da, wo der Reichtum geschaffen wird. Sondern abseits der Metropolen. Im Gegensatz zum früheren Mittelstand nehmen sie an der Wirtschaftsgeschichte nicht mehr und an der Kulturgeschichte nur noch begrenzt teil.» In der öffentlichen Wahrnehmung sind sie unsichtbar: «Wer heute in Paris lebt, begegnet Menschen aus Berlin, Mailand und London, aber ganz sicher nie einem Franzosen aus der bäuerlichen Creuse.»

Aus der Banlieue berichtete er von erstaunlichen Beobachtungen. Die Marokkaner zogen aus, als die Schwarzafrikaner kamen. Der Exodus betrifft auch Vorstädte ohne Kriminalität

und soziale Unruhen. Ist die «grosse Umvolkung» nicht nur eine obskure Verschwörungstheorie der Rechtsextremisten? Guilluy beschreibt eine «demografische Unstabilität», die mit der Umwandlung der Gesellschaft in eine «multikulturelle» zusammenfällt.

Gescheitert sind in Frankreich Versuche, nach dem Vorbild der «Rache des weissen Mannes», der Trump wählt, «boubours» gegen die Bobos in den Wahlkampf zu schicken. Der «boubour» sollte zum neuen Proletarier des Klassenkampfes werden. Ein störrischer, reaktionärer, chauvinistischer «bourgeois bourrin», der alles hasst, was der Mai 68 hervorgebracht hat: die Emanzipation der Frauen und Homosexuellen, die Einwanderer, die Minderheiten. Gegen den Mai 68 war die konservative Kulturrevolution angetreten.

Die Wende zur «Trumpisierung» des Wahlkampfes kam aber erst mit François Fillons Alleingang gegen die Medien, die Justiz, die eigene Partei der Republikaner in Gang. Er sprach von «Bürgerkrieg», «Staatsstreich», «Mord». Anlässlich der Demonstration letzten Sonntagnachmittag nannte er die massenhaft abspringenden Parlamentarier «Deserteure». Vor Fake News schreckt er nicht mehr zurück: Am Abend behauptete er in der «Tagesschau», TV-Sender hätten vom Suizid seiner Frau berichtet – was nachweisbar nicht der Fall war.

Am Montagmorgen warf Alain Juppé, der Ambitionen hegte, anstelle von Fillon ins Rennen zu steigen, das Handtuch. Seine Erklärung war eine bittere Grabrede auf die Republikaner.

Die Fünfte Republik ist am Ende: Sie frisst in diesem irrsten Wahlkampf der Geschichte nicht nur ihre Politiker, auch das Zwei-Lager-System, das auf die Revolution von 1789 zurückgeht, wird ausgehebelt. Fillon, der sich mit moralischer Korrektheit als Anti-Trump präsentierte, sucht seit seinem Sündenfall das Heil im «Pays réel». Er hat den Machtkampf gegen die Partei

– vielleicht um den Preis ihrer Zerstörung – für sich entschieden. Er geht dabei das Risiko ein, dass die antitotalitäre Rechte diese Wahl, die sie eigentlich gar nicht verlieren konnte, nicht gewinnen wird.

Am meisten hätte Marine Le Pen von einem Comeback Alain Juppés profitiert: Er ist für die konservativsten Anhänger Fillons nicht wählbar, aus Verbitterung über dessen Rückzug hätten sie sich dem Front national zugewandt. Von Juppés Verzicht profitiert indes Emmanuel Macron: Dem Kandidaten der neuen Bewegung «En marche!», der Minister in der sozialistischen Regierung war, hätte Juppé die Wähler der Mitte streitig gemacht. Jetzt werden ihn sogar viele Republikaner – wie Chiracs Premierminister Dominique de Villepin – wählen. Auch die Abwanderung der Sozialisten, die mit ihrem Kandidaten Benoît Hamon nichts anfangen können, ist im Gange. Fillons Sturheit macht ihn zum Favoriten.



Jetzt werden sogar viele Republikaner Emmanuel Macron, den Kandidaten von «En marche!», wählen.

Das letzte Bollwerk

Wie allerdings der multikulturelle Klassenkampf im «pays réel» ausgehen wird, kann keiner prophezeien. Genauso offen bleibt, ob der radikalisierte Fillon oder die um Mässigung bemühte Marine Le Pen die konservative Revolution gewinnen wird. In Paris geht es um Europas Schicksal. Den Meinungsumfragen muss man fortan noch stärker misstrauen. Präsidentenwahlen sind die einzigen Urnengänge,

bei denen sich auch die von Demoskopen nur mangelhaft erfasste Unterschicht an der Demokratie beteiligt. Etwas ratlos stellt Christophe Guilluy fest, dass sich zumindest «bescheidene Rentner» seiner Logik des Klassenkampfes entziehen: Der Geograf erkennt sie als «letztes Bollwerk» gegen den Front national, der grosse Teile der Jugend auf seiner Seite hat. In der Geschichte Frankreichs seien sie die letzte Generation mit einem intakten antifaschistischen Reflex. ○

MACHTSPIEL

WIE VIEL WAHRHEIT BRAUCHT DER STAAT?

Anmelden und
mitdiskutieren:
fokusethek.ch

FOKUSETHIK
FORUM SCHWEIZ

2. FORUM FOKUS ETHIK:

«HAUPTSACHE WAHRHEIT»; 6./7. APRIL 2017 IM KKTHUN

Modul 1: Wahrheit und Macht | Modul 2: PR und Medien
Modul 3: Das wahre Leben | Modul 4: Digital Natives



Flavia Kleiner



Roger Köppel



Prof. Dr. Rüdiger
Safranski



Glücksfall für den Feminismus: Schauspielerin Watson; freizügig in Vanity Fair (o.r.).



Ikone der Woche

Die Schöne und die Brust

Von Claudia Schumacher



Emma Watson ist nicht nur schön, sie ist – Vorsicht! – auch klug. Oder, um es im Rahmen der gegenwärtigen Debatte um ihr freizügiges Shooting für das US-Magazin *Vanity Fair* andersherum zu formulieren: Emma Watson ist neben der Amerikanerin Lena Dunham und der Britin Laurie Penny nicht nur eine führende Feministin ihrer Generation, sie ist auch so schön, dass es wohl niemanden kaltlässt.

Anlässlich des Kinostarts ihres neuen Films «Die Schöne und das Biest» bringt *Vanity Fair* die britische Schauspielerin als eigensinnige Disney-Prinzessin auf den Titel. Im Heft werden neue Aufnahmen von ihr gezeigt, alle chic, etwas steif, britisch, und in einem Fall: sehr brustbetont. Julia Hartley-Brewer, eine im Königreich bekannte, britische Radiomoderatorin und Kolumnistin mit Jahrgang 1968, nahm das Brust-Bild zum Anlass, Watson als «Heuchlerin» und «dummes Mädchen» zu bezeichnen, das für ein bisschen PR ihre feministischen Ansichten verkaufe. Die Kritik ist im Prinzip immer noch ganz märchenhaft: Brewer in der Rolle der bösen Stiefmutter – als die ältere Feministinnen den jüngeren ja häufiger mal begegnen. Brewer trat mit ihrer Kritik einen Shitstorm im Internet los, der sich über die luftig gekleidete Watson ergoss. Auch deshalb, weil die Schauspielerin selbst einmal sagte, sie spüre beim Anschauen von Beyoncé-Videos einen Konflikt zwischen den feministischen Äusserungen der Sängerin und der Art, wie die Kamera diese zum Sexobjekt mache.

Nüchtern betrachtet

Die eine darf, die andere nicht? Tatsächlich wurden Watsons Äusserungen zu Beyoncé aus dem Kontext gerissen: Im Verlauf des damaligen Interviews machte sie klar, dass sie die offensive Sexualität der Popsängerin letztlich kraftvoll finde, «denn es ist ihre eigene Entscheidung». In einer Zeit, in der Feministinnen wie die Frauen der Gruppe Femen ihre Sexualität längst viel aggressiver einsetzen als jeder Hollywoodstar, ist die Diskussion um sexy Frauenrechtlerinnen jedenfalls schwer nachvollziehbar geworden. Nüchtern betrachtet, ist Watson, auch Uno-Sonderbotschafterin für Frauenrechte, aber eigentlich ein Glücksfall für den Feminismus. Ein gelebtes Beispiel dafür, dass man sich als Frau nicht mehr zwischen Klugheit und Schönheit entscheiden muss: Sie hat nicht nur die schlaue Hermine in «Harry Potter» gespielt, sondern auch an der renommierten Brown University Literatur studiert.



Die Bibel

Misserfolg

Von Peter Ruch

Die sechs Wochen vom Aschermittwoch bis zum Karfreitag sind im Kirchenkalender der Erinnerung an das Leiden Jesu Christi gewidmet. Die Passionszeit wird in der katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchen zum Teil bis heute mit Fasten begangen. Setzt man voraus, dass sich in Jesus Gott selbst offenbart hat, um den Menschen nahezukommen, so endete dieses Vorhaben mit einem grauenhaften Misserfolg: Die religiösen und politischen Führungskräfte verklagten Jesus wegen Gotteslästerung und Aufwiegelung, verurteilten ihn zum Tode und liessen ihn hinrichten. Sie standen mit ihrer Feindseligkeit nicht allein. Auch das Volk, als es die Wahl hatte, zur Feier des Sabbattages entweder Jesus oder einen Mörder freizubekommen, entschied zugunsten des Mörders. Selbst die engsten Vertrauten Jesu schliefen, als sie hätten wachen sollen. Einer von ihnen lieferte ihn den Feinden aus, und Petrus kündigte ihm die Treue, um sich selber zu retten.

Erleidet Gott einen derart abgründigen Misserfolg, so muss etwas dahinterstecken. Vielleicht wollte Gott den Menschen doch nicht so bedrohlich nahekommen und begann dann angesichts der Ereignisse zu improvisieren. Misserfolge und Niederlagen sind geheimnisvolle Phänomene. Weil sie uns beschämen und demütigen, sind sie unerwünscht. Zugleich steckt in ihnen der Keim der Erkenntnis und der Erneuerung. Ein Kind lernt mehr, wenn es sich weh tut, als wenn seine Umgebung jedes Missgeschick lückenlos verhindert. Ernte ich als Erwachsener Kritik und Tadel, so kann das selbstkritische Betrachtungen auslösen, meinen Horizont erweitern, meinen Charakter bilden. Auch bei dramatischen Grossereignissen zeigt sich Ähnliches: Die Niederlage beim Russlandfeldzug 1942/43 war für die Deutschen ein Segen, der Sieg für die Sowjetbürger ein Verhängnis. Unauffällige Beispiele aus dem Sport, der Geschäftswelt und dem Familienleben liessen sich leicht finden. Misserfolge wohnen nicht auf der Rückseite des Mondes. Sie gehören zu jedem erfolgreichen Dasein wie die Nacht zum Tag. Markus 14, 26 bis 15, 37.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Literatur

Bruder Blocher

Adolf Muschg hat mit 82 Jahren zurück zur Kirche gefunden – und zu sich selbst. In der Zürcher «Kronenhalle» erzählt er, wie er mit dem nahenden Tod umgeht und weshalb ihm sein langjähriger Kontrahent Christoph Blocher im Traum erscheint. Von Rico Bandle und Tanja Demarmels (Foto)

Genau an diesem Tisch habe er schon mit Max Frisch gegessen, sagt Adolf Muschg. Über ihm hängt ein Selbstporträt von Pablo Picasso, rechts an der Wand sind Zeichnungen und Fotos von Friedrich Dürrenmatt und James Joyce angebracht. In diesem geschichtsträchtigen Lokal am Zürcher Bellevue hat Muschg auch lesen gelernt. «Mein Vater nahm mich als Kind jeweils mit in die «Kronenhalle». Ich habe dann die Inschriften bei den Zunftwappen zu entziffern versucht, bis ich sie verstand.»

Es ist ein Raum, wo der Geist all der grossen Namen noch präsent ist, die hier einmal gespeist haben. Adolf Muschg, der mir gegenüber sitzt, passt bestens hierhin. Er ist der letzte Überlebende der grossen Schweizer Schriftstellergeneration, neben Frisch und Dürrenmatt ist er der einzige Schweizer, der den Büchner-Preis erhalten hat, die wichtigste deutschsprachige Literaturauszeichnung, und er war in Berlin Präsident der angesehenen Deutschen Akademie der Künste, verkehrte da mit den höchsten Würdenträgern des Landes. Muschg ist zweifellos ein lebendes Stück Zeitgeschichte, einer, der sich auch immer wieder vehement in die öffentliche Debatte eingemischt hat. Trotzdem schlich sich wohl nicht nur bei mir der Verdacht des Grössenwahns ein, als er kürzlich ein Buch herausgab, in dem er sich selbst im deutschen Nationaldichter Johann Wolfgang von Goethe spiegelt.

82 Jahre alt ist Muschg mittlerweile und in einem Stadium angelangt, wo ein Gebrechen das andere ablöst. Trotzdem wirkt er auffallend vergnügt an diesem Nachmittag – als ob er jeden Moment geniesse, den ihm das Leben noch zu bieten hat. Selbst über seine Narbe am Hals macht er Witze, die von einer Operation nach einem Schlaganfall an Weihnachten herührt. Der Vergleich mit Goethe, das merkt man auch beim Lesen rasch, ist für Muschg in erster Linie ein Spiel. «Einander 250 Jahre entgegenkommen, das geht ja nicht», sagt er. Hinzu kommt, dass Goethe im Buch dreissig Jahre alt ist und durch einen Schneesturm über den Furkapass steigt, Muschg hingegen liegt als alter Mann nach einem Sturz von der Treppe im Spital. «Gemeinsam haben wir, dass wir beide Primaten sind und endlich», scherzt der Schriftsteller. Und nein, die Gefahr, dass er sich mit dem Genie Goethe gleichsetze, sei eindeutig nicht vorhanden.

«Wir reden aber nicht nur über das Buch?», fragt er. Es ist eine rhetorische Frage. Denn mit Muschg zu reden, bedeutet immer: über die ganze Welt zu reden. Ein Thema liegt ihm zurzeit besonders am Herzen: die Kirche und mit ihr auch der SVP-Übervater Christoph Blocher, Pfarrerssohn und sein langjähriger Hauptkontrahent in politischen Fragen. Um darüber zu reden, muss man nicht einmal das Buch verlassen. An einer Stelle schildert Muschg, wie ihm Blocher im Traum erscheint – eine Passage, die fast alle Kritiker in den meist wohlwollenden Rezensionen ignoriert haben.

Im Traum kauft Blocher nicht nur das Medienhaus NZZ – darüber ist in der realen Welt schon spekuliert worden –, sondern auch die reformierte Landeskirche. Muschg spricht im Traum zum «Tribun»: «Was Sie stark macht, ist nicht Ihre Politik, auch nicht Ihr Geld, sondern Ihr Glaube, den Sie in der Hinterhand behalten, er ist es, der Berge versetzt.»

Muschg stellt klar: «Ich habe dies tatsächlich geträumt, da ist nichts erfunden.» Wer erwartet, es handle sich für ihn um einen Albtraum, ein Horrorszenario, liegt falsch. «Blocher wirft

«Die Kirchen sind ja nur noch bei Kulturanlässen gefüllt.»

der Kirche dasselbe vor wie der Gesellschaft: Wischiwaschi. Dass sie sich nicht mehr um die Botschaft kümmere, die ihr aufgetragen wurde», erklärt Muschg. Er stimme Blocher dabei voll zu. «Die Kirchen sind ja nur noch bei Kulturanlässen gefüllt.»

Muschg, der vom strengen Vater «in christlicher Enge gehalten worden war», wie er es wohlwollend formuliert, und sich deshalb jahrzehntelang demonstrativ von Kirche und Glauben distanzierte, findet zu seinem Ursprung zurück. Am Tag nach unserem Gespräch vermeldete der *Tages-Anzeiger* mit riesigem Bild auf der Titelseite, dass der Schriftsteller wieder in die Kirche eingetreten sei. Am Sonntag darauf hielt er eine Predigt im Zürcher Grossmünster (siehe Seite 50). «Ich pflichte, was die Kirche angeht, Blocher zu, vielleicht, weil wir beide denselben Hintergrund haben», sagt er.

Diese zustimmenden Worte sind alles andere als selbstverständlich. Jahrzehntlang waren Muschg und Blocher ärgste Kontrahenten, die



«Ich bin ein Pionier in Sachen Shitstorm»: Autor Muschg, 82.

sich bei jeder Gelegenheit heftig bekämpften. Die Rivalität zwischen dem «Volksfeind» (Blocher über Muschg) und dem «Unternehmer in Chemie und Volkszorn» (Muschg über Blocher) fand ihren Höhepunkt, als Muschg anlässlich der Debatte über die nachrichtenlosen Vermögen einen Text unter dem Titel «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt» (1997) veröffentlichte. Auslöser war eine Aussage von Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz, der zu den Forderungen aus jüdischen Kreisen gesagt hatte: «Wenn ich gewisse Voten höre, frage ich mich, ob Auschwitz in der Schweiz liegt.» Blocher startete in Inseraten einen Grossangriff gegen Muschg und andere Linksintellektuelle, die er als Feinde der Schweiz sah. Der Schriftsteller bekam Morddrohungen, sein Haus stand unter Polizeischutz, sein Briefkasten war mit Kot gefüllt. «Ich bin ein Pionier in Sachen

Shitstorm», sagt Muschg. Ähnliche Attacken, wenn auch etwas weniger heftige, folgten alle paar Jahre.

Vom Glück, dass der Vater starb

Hat er sich mit Blocher versöhnt? «Wir haben gar keine Versöhnung nötig», sagt Muschg. Eine Jugendfreundin habe Blochers Anwalt geheiratet. Viele Jahre lang habe sie ihnen beiden zu Weihnachten eine Pastete gebacken. «Die sind wir jeweils zusammen abholen gegangen und haben dann lange diskutiert.»

Dass sich zwei Streithähne im Grunde genommen gernhaben, soll vorkommen, man ist schliesslich aufeinander angewiesen. Doch was Muschg hier erstmals erzählt, geht bedeutend weiter – und hat mit dem Drama in seiner Familie zu tun: mit dem Tod seines Vaters, als er dreizehn war. Muschg spricht im übertrage-

nen Sinne von einem «Vatermord», der nötig gewesen sei. «Ich hatte Glück, er Pech, dass er vor meiner Pubertät gestorben ist», sagt er. War Blocher eine Art Vaterersatz? «Das kann man nicht sagen, er ist ja jünger als ich. Aber so etwas wie ein Bruder, der auch in dieser Kirche aufgewachsen ist.»

Muschg erkennt bei Blocher einen ähnlichen Furor wie jener Søren Kierkegaards (1813–1855), des dänischen Philosophen und Theologen, der das Leiden Jesu als Vorbild für jeden Christ sah. Die Verzweiflung, die «Krankheit zum Tode» (so der Titel eines seiner Hauptwerke), gehört laut Kierkegaard zwingend zum Leben eines Gläubigen.

Woher diese späte Rückbesinnung zu den Wurzeln, zu einer radikalen Kirche nach der Idee eines Kierkegaard oder Blocher? Bei einem Mann, bei dem der Tod in Sichtweite rückt, liegt die Vermutung nahe, er wolle sich das Tor zur Erlösung offenhalten. Im Gespräch allerdings stellt Muschg den anthropologischen Aspekt in den Vordergrund. In seinen Ausführungen bezieht er sich auf den konservativen Basler Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897). Dieser unterschied in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» zwischen drei «Potenzen», die eine Gesellschaft zusammenhielten: Staat, Religion und Kultur.

«Wir machen das Gleiche wie alle andern, nur ein bisschen später – und manchmal besser.»

Mit anderen Worten: Ordnung, übersinnliche Erfahrung und Freiheit, wobei Letztere mit der Gewerbe- und Handelsfreiheit anfang. Die drei Potenzen widersprechen sich zwar, bedingen einander aber auch. In einer idealen Gesellschaft stehen sie laut Burckhardt in einem Gleichgewicht.

Muschg erklärt: «Das unbegrenzte Tier [der Mensch] erträgt weder die unbegrenzte Religion, siehe IS oder Hexenprozesse, noch den unbegrenzten Staat, siehe Sowjetunion.» Bei uns sei das Gleichgewicht ebenfalls gestört. «Jetzt haben wir einen Totalitarismus von dem, was Burckhardt nicht nur freundlich <Kultur> genannt hat.» Alles werde heute Marktprozessen unterworfen, selbst die Politik mit ihren Meinungsumfragen, die Schule, die die Kinder für den Arbeitsmarkt abrichte, und die Kirche, die glaube, sich dem Zeitgeist anpassen zu müssen. «Das ist ihr Ende», sagt er und wirkt dabei erstmals im Gespräch resolut. «Wenn die Freiheit keine Grenzen kennt, geht alles den Bach ab.»

Trump und die 68er

Muschg bestellt einen Cognac, ich schliesse mich an. «Aber beschreiben Sie mich dann bitte nicht als Säufer!», sagt er. Seine Gesichtszüge sind auffallend weich, die Haut wirkt sanft. Dass er vom Menschen ständig als von einem

Schriftsteller auf der Kanzel

Ausserhalb von Weihnachten kommt es selten vor, dass Gottesdienstbesucher stehen müssen, weil die Kirche dermassen voll ist. Am Sonntag war dies im Zürcher Grossmünster der Fall. Angekündigt war eine Predigt von Adolf Muschg, dem Schriftsteller, der nach Jahrzehnten der Abwesenheit wieder Mitglied der Landeskirche geworden ist.

Ausgangspunkt seiner Predigt war Kapitel 10 des Johannesevangeliums: «Ich [Jesus] bin der gute Hirte.» Anhand jener Bibelstelle, die im Satz gipfelt: «Ich und der Vater sind eins», schilderte Muschg die Irrationalität des Glaubens. Heute würden wir jemanden «für krank halten», der so etwas sagt. Noch verrückter werde die Sache ein Kapitel später, wo Jesus mit Lazarus einen Toten ins Leben zurückholt.

Die ganze Predigt, in der Muschg von der antiken Mythologie bis in die Gegenwart schweift, handelte von der Schwierigkeit, etwas zu glauben, was nach heutigem Ermessen jeglicher Vernunft spottet. Muschg erklärte, er sei nicht dankbar zu der Herde zurückgekehrt, habe sich nicht reuig bei einem guten Hirten zurückgemeldet. «Eher ist mir mit den Jahren ein anderer Blick für ihn aufgegangen, und eine neue Aufmerksamkeit für die Zeichen, die er gesetzt hat.» Sein Augenmerk gilt der Liebesbotschaft: «Feindesliebe heisst für mich: Offenheit, ja Selbstaufgabe für den *wirklich* anderen.»

Nicht nur der rational denkende Mensch hadere mit dem Glauben, auch die Kirche selbst, die sich von der ihr zugeordneten Botschaft entfernt habe. Dies sei für ihn aber erst recht ein Grund, zurückzukehren in diese «Minderheitsposition». Er beendete seine Predigt mit den Worten: «Ich hoffe



«Minderheitsposition»: Prediger Muschg.

nicht auf den Menschensohn. Ich brauche nicht einmal an ihn zu glauben. Aber → Und er rief die Gemeinde auf, sich den Satz in aller Stille weiterzudenken.

Was danach passierte, war wie eine Bestätigung für Muschgs Feststellung, Kirche und Gesellschaft befänden sich in bedenklicher Verfassung. Ein beträchtlicher Teil der Besucher verliess nach seiner Predigt den laufenden Gottesdienst, wollte nichts mehr wissen vom Glaubensbekenntnis, dem Fürbittgebet, dem Abendmahl. Es war ein Anschauungsbeispiel für verlorengangenen Respekt und Anstand. Prediger Muschg hat noch einiges zu tun. (rb)

Tier spricht, einem Affen oder Primaten, dürfte einer seiner Tricks zur Erlangung von Zufriedenheit sein. Er ist wie ein neugieriger Zoobesucher, der die Affen intensiv durch das Fensterglas beobachtet, ihre Verhaltensweisen analysiert und zu erklären versucht – und sich dabei selbst als Tier wiedererkennt. Diese phänomenologische Perspektive schafft die nötige Distanz, die Gelassenheit erst zulässt.

Eine Gelassenheit, die sich auch dann manifestiert, als der Name Donald Trump fällt – was heute in jedem Gespräch unweigerlich früher oder später der Fall ist. Er staune darüber, dass das Vokabular Trumps und der neuen Rechten exakt jenem der 68er und der 80er Revolte entspräche. «Genau wie heute Trumps Chefideologe Stephen Bannon wollten die Aufmüpfigen damals das <System> bekämpfen. <Establishment> und <Elite> waren zwei ausschliesslich linke Kampfbegriffe.» Dass sich Trump entgegen allen Voraussagen habe durchsetzen können, ist für ihn ebenfalls ein Déjà-vu. «Ich erinnere mich an Woodstock, wo es die schreckliche Vorstellung gab, Ronald Reagan könnte Gouverneur von Kalifornien werden.» Niemand habe geglaubt, dass die Wahl eines solchen Menschen möglich sein könne. Joan Baez sang auf der Woodstock-Bühne, was alle dachten: «He's the head of the Ku Klux Klan / When summer comes rolling around / We'll be lucky to get out of town.» Es kam bekanntlich anders. «Ein halbes Jahr später war Reagan Gouverneur von Kalifornien, dann Präsident, inzwischen gilt er als <grosser Präsident>.» Muschg lächelt: «Es tut manchmal gut, in seinen Standards relativiert zu werden.» Allerdings glaube er nicht, dass Trump der neue Reagan werde. «Der moralische Anspruch von <Make America great again> steht im Widerspruch mit Trumps Narzissmus.» Früher oder später werde der Präsident über diesen Widerspruch stolpern.

Die Schweiz als Wallfahrtsort der Freiheit

Auch wenn die Weltpolitik in diesen Zeiten viel Raum einnimmt, die Schweiz bleibt Muschgs zentrales Thema. An seiner Heimat hat er sich immer wieder heftig gerieben, sie hat ihn aber auch nie losgelassen. «Eigentlich sollte es Blocher gefallen, wie viel Schweiz-Patriotismus sich in meinen Goethe-Kult mischt», sagt er. Und er zählt Werke des deutschen Dichters auf, die von dessen Schweiz-Reisen inspiriert waren. Die Schweiz sei zu Goethes Zeiten ein Wallfahrtsort der Freiheit gewesen. «Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Schweiz war in der letzten Phase des Ancien Régime am grössten, die politische im 19. Jahrhundert mit der Bundesverfassung von 1848.» Dann ging es bachab? «Sagen wir es so: Seither machen wir das Gleiche wie alle andern, nur ein bisschen später – und manchmal besser.»

Zwar spricht er es nicht direkt an, doch seinen Ausführungen nach hat sich beim Überzeugten

EU-Beitritts-Befürworter auch die Haltung zu Grenzen verändert. «Was bedeutet Moral?», fragt er, um dann gleich eine mögliche Antwort zu liefern: Vieles deute darauf hin, dass Moral eine Mitgift sei, um sich innerhalb der eigenen Gruppe ungeschoren bewegen zu können. «Um den Preis, sich von anderen Gruppen abzugrenzen und zu jedem Opfer bereit zu sein – auch zur Opferung des eigenen Lebens.» Muschg hört sich hierbei an, als würde er ein Plädoyer für den Nationalstaat halten.

Unsere Bereitschaft zur Empathie sei von Natur aus auf eine überblickbare Horde be-

«Hass, Feindbilder und Schadenfreude gehören ebenfalls zu unserer Grundausstattung.»

schränkt, sagt er. «<Diesen Kuss der ganzen Welt> [Schiller] – das war eine schöne Fantasie der Aufklärung.» Die Realität sei komplexer: «Hass, Feindbilder und Schadenfreude gehören ebenfalls zu unserer Grundausstattung – der Mensch ist ein heilloses Tier.» Wenn ein Pfarrer Sieber oder ein Bruder Klaus mehr Mitgefühl zeigten als der Durchschnittsmensch, so habe dies zweifellos auch mit deren Geltungstrieb zu tun.

Die Schweiz sieht Muschg in der stürmischen Welt als eine «Insel der Begünstigten». Trotz seiner schwierigen Kindheit sagt er: «Wir haben es so schamlos gut getroffen, wer auf dieser Grundlage jammert, tut es auf verbotenen Niveau.»

Bei allem Glück und Wohlstand: Die Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit bleibt auch ihm nicht erspart. «Man kann nur hoffen, dass man jemandem fehlt», sagt er. «Aber das hilft einem ja dann auch nichts mehr.» Erstaunlich locker gibt er sich auch, was sein literarisches Erbe anbelangt: Er mache sich keine grossen Gedanken darüber. «Max Frisch hatte die letzten zehn Jahre seines Lebens das Gefühl, was er geschaffen habe, sei umsonst gewesen.» Erst Jahre nach seinem Tod habe man ihn als Autor wiederentdeckt. «Hölderlin blieb jahrzehntelang vergessen, andere grosse Autoren sind für immer verschwunden.»

Adolf Muschg macht den Eindruck, als habe er in späten Jahren die innere Ruhe gefunden. Er widerspricht. Zumind. ein bisschen. Sein gegen sich selbst gerichteter Reflex sei noch immer vorhanden. Und das sei auch gut so. «Wer ganz mit sich zufrieden ist, verliert das Interesse an andern – und wird selbst uninteressant.»



Adolf Muschg:
Der weisse Freitag. Eine Erzählung.
C. H. Beck.
251 S., Fr. 31.90

Bühne

Burka-Oberalp

Die Revue zur Stunde: Wenn wir schon auf den Abgrund zusteuern, dann wenigstens in Heiterkeit.



Putin in St. Moritz: Christian Jott Jenny.

Schon das Programmheftlesen vor der Vorstellung ist unterhaltsamer als manch ein ganzer Theaterabend. Das «Staatsorchester», so nennt Leo Wundergut seine dreiköpfige Band, habe erstmals in seiner 117-jährigen Geschichte eine Frau aufgenommen, um weiterhin von den «astronomisch hohen Unterstützungsgeldern» profitieren zu können. Das habe die Gruppendynamik verändert. «Plötzlich wird Körperpflege wieder grösser geschrieben.» Eine Gestalt in Burka taucht im Heft auch auf, Helen Zwicky, geborene Burkhardt, Inhaberin der Zwicky Burka & Textil AG in Ziegelbrücke. Sie wird auf der Bühne eine wichtige Nebenrolle einnehmen, unter anderem mit einer grandiosen Burka-Modeschau (inklusive Edelweiss-hemd-Burka).

Die Revue mit abgewandelten Liedern aus der Musikgeschichte ist ein heiterer Streifzug durch den Wahnsinn der Welt. Von einem Trump, dem Islamismus oder von Twitter-Attacken lässt sich hier niemand die Laune verderben. Und man erfährt erst noch Erstaunliches: Komponist Georges Bizet war in Wirklichkeit Aargauer und hiess Schorsch Bissegger, seine Oper «Car-Men» ist ein Stück über Busfahrten. Und Irving Berlins Welthit «Puttin' On the Ritz» handelt eigentlich von Putin in St. Moritz.

Leo Wundergut alias Christian Jott Jenny ist mit «Davon geht die Welt nicht unter» einmal mehr ein wunderbarer Abend gelungen. An der Premiere zeigte sich: Er hat mittlerweile einen derart starken Stand, dass er in Sachen Prominentenauftritt sogar mit dem gleichzeitig stattfindenden Opernball mithalten kann. Mit gutem Grund: Geht die Welt doch unter, sollte man vorher wenigstens dieses Stück gesehen haben. *Rico Bandle*

Davon geht die Welt nicht unter: Leo Wundergut und das Staatsorchester, Miller's Studio, Zürich, bis 26. März. Im Herbst und Winter 2017/18 auf Schweizer Tournee.

«Mick Jagger ist enorm kultiviert»

Er ist Fotograf, Millionenerbe, Liebling der Stars und der angeblich letzte wahre Playboy: Jean Pigozzi erzählt von seinen Begegnungen mit Liz Taylor, Bono und Kim Kardashian und sagt, weshalb er noch immer Junggeselle ist. *Von Holger Christmann*

In St. Moritz hielt soeben der Sommer Einzug. Das lag zum Glück nicht am Klimawandel, sondern an einer originell dekorierten Pool-Party. Zwischen aufblasbaren Palmen, Inseln, Flamingos, Äffchen und Delfinen feierten Gäste der Galerie Gmurzynska mit Sommer-Drinks wie Margarita und Piña Colada die Bilder des italienischstämmigen Fotografen Jean Pigozzi. Auch Cathérine Deneuve kam vorbei, um den Mann zu ehren, über den Elton John sagte: «Johnny ist einer der grossartigsten Charaktere der Welt. Ich weiss aber nicht wirklich, was er so treibt, ausser, dass er immer diese Bilder macht.»

Seit vierzig Jahren fotografiert Pigozzi – Fotograf, Millionenerbe, Investor und Playboy – am Pool seiner Familienvilla «La Dorane» am Cap d'Antibes die Stars. Die Einladung zu seinem Lunch während der Filmfestspiele von Cannes ist heissbegehrt. Auf seinen Schwarzweiss-Schnappschüssen planscht das ehemalige Model Elle Macpherson ausgelassen auf einer aufblasbaren Pool-Insel, flachst Mick Jagger mit dem Fotografen Helmut Newton, als wolle er ihn vollbekleidet ins Wasser schubsen, liegt Schauspieler Michael Douglas lässig auf dem Boden und telefoniert, während Fiat-Patriarch Gianni Agnelli in Badehosen dasteht und der Schauspieler Koo Stark etwas ins Ohr flüstert.

Pigozzi versichert: «Bei mir ist nichts inszeniert.» Er fotografiert seine berühmten Gäste so, wie jemand seine Freunde ablichtet: spontan und mit dem Schalk im Nacken. Warum Pigozzi den Umgang mit Celebrities mag? «Die Mädchen sind hübscher, die Partys lustiger, das Essen ist besser, und die Häuser sind

besser klimatisiert», sagt er mit dem ihm eigenen trockenen Humor. Pigozzi hätte ein reicher Müssiggänger werden können. Sein Vater, der Turiner Henri Théodore Pigozzi, importierte Fiat-Automobile nach Frankreich und gründete 1934 den Autohersteller Simca. Als er die Firma 1963 an Chrysler verkaufte und ein Jahr später starb, erbten die Kinder ein Vermögen. Der Sohn studierte in Harvard und verbrachte die Wochenenden in der Kunst- und Partyszene New Yorks, wo er bald Andy Warhol und Bianca Jagger kennenlernte.

Herr Pigozzi, auf Ihren Schnappschüssen wirken die Stars auffallend entspannt. Wie schaffen Sie es, dass die Leute sich in Ihrer Gegenwart so pudelwohl fühlen?

Die wissen, dass ich kein Paparazzo bin. Dass ich keine Fotos mache, für die sie sich nachher schämen müssen. Ein Paparazzo würde fotografieren, wenn jemand Drogen nimmt oder die falsche Frau küsst. Das würde mir nie einfallen. Es gibt da aber noch zwei Tricks. Der eine ist: Ich verwende eine sehr kleine Kamera, so dass die Leute nicht erschrecken wie bei einer Kamera mit Riesen-Zoom, die daherkommt wie eine Maschinenpistole. Der zweite Trick besteht darin, das Datum bei den Fotos wegzulassen. Ich veröffentliche die Bilder ja nur alle fünf bis zehn Jahre in Büchern. Selbst wenn einige ihr Foto zuerst nicht so toll finden, ein paar Jahre später sind sie begeistert, weil sie zum Zeitpunkt der Aufnahme um einiges jünger waren.

All die Stars an Ihrem Pool am Cap d'Antibes – wie hat man sich das vorzustellen? Machen die bei Ihnen Ferien?

Übernachten tun die wenigsten bei mir. Manche besuchen mich im Sommer. Viele kommen während des Filmfestivals in Cannes. Dann gebe ich immer einen grossen Lunch. Die Leute wissen vorher, dass ich dann auch Fotos mache.

Gibt es eine Begegnung, an die Sie sich besonders gern erinnern?

Ja. Auf einem Foto sieht man Elisabeth Taylor mit ihrem kleinen Hund. Sie brachte ihn zum Lunch mit. Ich halte selbst Weimaraner. Das sind ziemlich grosse Hunde. Liz Taylors kleiner Hund machte «Hul!», und mein Weimaraner verschwand für eine Woche.

Wer sind eigentlich die hawaiianischen Frauen auf Ihren Fotos?

Da gab es einen Typen, der kam immer nach Cannes und brachte zwanzig hawaiianische Models zu meinem Lunch mit. Das war super, denn am Ende des Festivals hatte er nur noch ein paar übrig.

Wie kam es dazu, dass Sie Celebrities fotografieren?

Ich habe schon immer gern fotografiert. Mein Vater schenkte mir eine Leica, da war ich neun Jahre alt. Seither macht es mir Spass, mein Leben wie in einem Tagebuch festzuhalten. Es gibt auch andere Aufnahmen, von meinen Cousins und meinen Hunden, die interessieren bloss niemanden. Als ich in den 1970ern mein Studium an der Harvard-Universität abschloss, arbeitete ich in L.A. für die Filmfirma 20th Century Fox und begann, Leute in Hollywood zu fotografieren. Mitte der siebziger Jahre traf ich Bianca Jagger. Sie stellte mir Mick Jagger vor, der in L.A. ein Konzert gab. Nach und nach traf ich dann andere Leute.



«Mein Hund verschwand für eine Woche»: Liz Taylor, Dave Stewart, 1993.



«Ernsthafte Themen»: Jagger (l.), Dennis Hopper (M.), Julian Schnabel, 1991.



«Jahrzehntelange Freundschaft»: Fotograf Pigozzi (l.), Musiker Jagger, Model Hall, 2017.

Was verbindet Sie mit Mick Jagger?

Uns verbindet eine jahrzehntelange Freundschaft. Wir sind zusammen gereist, haben Mädchen angesprochen. Ich mag seine Musik. Im April letzten Jahres flog ich zum Konzert der Stones in Havanna. Einmal stellte mich Mick jemandem vor. Er sagte: «Das ist Johnny Pigozzi. Er war auf mehr Stones-Konzerten als ich.» Ich mag an Mick Jagger, dass er enorm kultiviert ist.

Deshalb liest er auf einem Ihrer Fotos die Zeitung?

Ja, natürlich. Keines meiner Bilder ist Pose. Mick sass wirklich da und las die Zeitung. Er liest enorm viel, von Zeitungen bis zu Büchern über Geschichte und Politik. Er ist ein kluger und belesener Mann, mit dem man über viele ernsthafte Themen sprechen kann.

Auch mit Bono sind Sie befreundet.

Ja, seit langem. Er verbrachte viel Zeit bei mir am Pool. Daher habe ich ihn gebeten, die Einführung zum «Pool Party»-Buch zu schreiben. Im Vorwort erinnert er sich, dass ich ihn immer einlud, als U2 noch kaum bekannt waren. Das stimmt. Jetzt besitzt er in Südfrankreich ein Haus, nicht weit entfernt von meinem, und kommt gern vorbei. Ein Teil des Bucherlöses kommt Bonos Afrika-Initiativen zugute.

Gibt es einen Typus Star, den Sie nicht an den Pool einladen würden? Kim Kardashian?

Nun ja. Kim lernte ich beim Dinner in New York kennen. An jedem Platz war ein Namenskärtchen, nur nicht an ihrem. Dann kam Kim Kardashian mit ihrem Mann Kanye West, und sie nahmen dort Platz. Sie verbrachte den ganzen Abend damit, in ein spiegelndes Messer zu blicken und nachzuprüfen, ob sie etwas zwischen den Zähnen hatte. Sie fragte mich: «Wie sieht meine Chignon-Frisur aus?» Ich sagte ihr: «Alles fein, aber Kim, es gibt ein anderes Problem.»

«Selbst wenn einige ihr Foto zuerst nicht so toll finden, ein paar Jahre später sind sie begeistert.»

Einer ihrer Nippel guckte raus, und sie hatte es nicht bemerkt. Um eines beneide ich Kim Kardashian: Ich habe auf Instagram nur 11 000 Follower, Kim hat zwölf Millionen.

Würden Sie Donald Trump und die First Lady Melania einladen?

Donald war schon in meinem Haus. Das war vor vielen Jahren. Die Schauspielerin Valerie Greene hatte ihn mitgebracht. Ich habe aber nicht mit ihm gesprochen. Ich glaube, er war ganz nett.

Gibt es einen Unterschied zwischen den Stars der Achtziger und Neunziger und den heutigen?

Die Stars sind heute viel mehr abgeschirmt als früher. Sie kommen mit sieben Bodyguards,

mit Assistentinnen für Haare und Make-up. Das wird jedes Jahr schlimmer. Deshalb ist bei meinem Lunch diese Entourage nicht erlaubt. Filmstars wie Michael Douglas sind dagegen total entspannt. Auch Elle Macpherson ist easy. Wir sind seit vielen Jahren befreundet. Als ich sie fragte, ob ich ihr Bild aufs Cover nehmen kann, war sie begeistert. Sie sagte: «Ich liebe das Bild. Ich hab es in einem Büro hängen und sehe es jeden Tag.» Besonders schwer ist es heute, junge, hübsche Models zu fotografieren. Sie sind nervös und sehr kompliziert.

Sie gelten als Erfinder des Selfies.

Eines der ersten war ein Selfie von mir mit Faye Dunaway aus den frühen siebziger Jahren. In einem meiner Bücher gibt es ein ganzes Kapitel mit dem Titel «Me & Co». Das war anfangs ein Ersatz für Autogramme. Autogramme kann man fälschen, Selfies nicht. Das Gute dabei: Ich habe so lange Arme, ich brauche keinen Selfie-Stab.

Einige Männer auf den Fotos gelten als Ihre Mentoren, Leute wie Gianni Agnelli. Was haben Sie von ihnen gelernt?

Mein Vater starb, als ich zwölf war. Gianni Agnelli stand ich sehr nahe. Wir gingen segeln zusammen, wir sprachen über Business. Und dann war da vor allem Ahmet Ertegun, ein türkisch-amerikanischer Unternehmer und Gründer der Plattenfirma Atlantic Records. Von ihm lernte ich die drei wichtigsten Regeln meines Lebens: Geh nie vor zwölf



«Wir sprachen über Business»: Gianni Agnelli, Koo Stark, 1986.

«Ich liebe das Bild»: Elle Macpherson, 1991.

ins Büro. Business kann Freude machen. Und: Frauen mögen Sex genauso wie Männer. **Stimmt es, dass Sie unter Dyslexie leiden, einer Lese- und Rechtschreibschwäche?**

Das stimmt. Deshalb kann ich kein Tagebuch führen. Meine Fotos sind mein Tagebuch. Ich lese auch keine langen Romane oder Gedichte. Stattdessen habe ich ein umso besseres visuelles Gedächtnis. Ich kann mir eine Milliarde Bilder merken. Manchmal sagen Leute, ich hätte ein Bild gemacht mit einem Auto im Hintergrund und einem Baum zur Linken. Ich antworte dann: «Sorry, der Baum war auf der rechten Seite.»

Aber Sie haben in Harvard studiert. Mussten Sie da nichts lesen?

Man musste in meinen Fächern aber keine Gedichte auswendig lernen. Ich studierte erst Wirtschaft, fand das aber nutzlos. Dann wechselte ich zu den visuellen Künsten. Es ging um Architektur, Kunst und Film. Das passte zu mir.

Es kursiert diese Geschichte, wie Sie nach Harvard kamen ...

Das war wirklich kurios: Mein Eignungstest fiel schlecht aus. Danach hatte ich ein Aufnahmegespräch mit einem sehr netten Mann, dem Chef einer Pariser Bank. Er fragte mich: «Von wo in Italien kommen Sie?» Ich sagte: «Aus Turin.» Er sagte: «Ich frage Sie zwei Dinge. Wenn Sie die richtig beantworten, bringe ich Sie nach Harvard: Was ist das beste Restaurant in Turin?» Ich antwortete: «Wahrscheinlich das <Gatto Nero>.» «Und wann ist die Saison für weisse Trüffel?» Ich sagte: «Oktober, November.» So kam ich nach Harvard.

Ihr Vater soll streng und diszipliniert gewesen sein. Sie haben von ihm den Geschäftssinn geerbt.

Er hoffte wohl, dass ich Simca übernehme. Leider starb er früh. Ich war immer an Hightech-Firmen interessiert. Vor einhalb Jahren engagierte ich mich in der Firma Diamond Foundry, einem Silicon-Valley-Unternehmen, dem es gelungen ist, echte Diamanten im Labor herzustellen. [Anm. d.

Red. Das von dem Österreicher Martin Roscheisen gegründete Start-up Diamond Foundry Inc. aus San Francisco stellt Diamanten bei Temperaturen her, die mit 8000 Grad Celsius der Hitze der Sonnenoberfläche entsprechen. Ausser Pigozzi haben auch Leonardo DiCaprio und Sun-Microsystems-Mitbegründer Andreas von Bechtolsheim in die Firma investiert. Pigozzi sitzt im Beirat. Die Edelsteine von Diamond Foundry sind zertifiziert und werden im New Yorker Kaufhaus Barneys bereits verkauft.]

In Panama haben Sie eine ganze Insel erworben und dort ein Forschungslabor eröffnet.

Die Insel kaufte ich schon vor vielen Jahren. Ich habe dort ein Laboratorium errichten lassen, das Hightech mit Forschung verbindet, das Liquid Jungle Lab. Wissenschaftler nutzen es, um die Ozeane, die Korallen und die ungeheure Artenvielfalt des Dschungels zu erforschen. Gerade habe ich dort einen sehr spannenden jungen chinesischen Wissenschaftler getroffen, der für das MIT (Massachusetts Institute of Technology) arbeitet. Er erforscht traditionelle chinesische Medizin. Er sagt, das Problem ist, wenn die Forschung in einem Baum eine pflanzliche Medizin entdeckt, die gut fürs Herz ist, dann fällt die Pharmabranche sofort alle Bäume, aus denen die Substanz gewonnen wird. Er möchte die DNA des Wirkstoffs ermitteln und ihn im Labor reproduzieren. Als ich mit ihm vor einer Woche auf der Insel spazieren ging, sammelte er Proben in einem Umschlag. Er sagte dann: «Das ist genug. Das wird uns ein Jahr lang beschäftigen. Ich werde in einem Jahr wiederkommen und Ihnen zeigen, woran ich arbeite.»

Auf Bildern sieht Ihr Domizil nachts mit den wechselnden LED-Farben spektakulär aus.

Zwei Architekten haben daran gearbeitet, der Italiener Marco Zanini, der lange bei dem Designer Ettore Sottsass gearbeitet hat, und der Kolumbianer Simón Vélez. Er ist der grösste Bambusspezialist der Welt [Anm. d. Red.: Simón Vélez entwarf den Bambuspavillon an der Expo in Hannover. Er nennt seinen Baustil «vegetarische Architektur».]

Sie haben eine grosse Kunstsammlung. Wollen Sie für die irgendwann ein eigenes Museum bauen?

Ich arbeite tatsächlich an einem Museum für meine afrikanische Sammlung und stehe dafür in Verhandlungen mit acht Ländern. Keine Ahnung, wo es irgendwann stehen wird. Ein Museum zu gründen, ist ungeheuer kompliziert, und für afrikanische Kunst ist es noch komplizierter. Wussten Sie, dass weder das Centre Pompidou noch die Tate Modern oder das MoMA einen Kurator für zeitgenössische afrikanische Kunst beschäftigen? Wenn ich Bill Gates wäre, würde ich das Haus einfach selber bauen. Aber so reich wie er bin ich höchstens im Traum.

Ihre Sammlung afrikanischer Gegenwartskunst ist die grösste der Welt. Aber stimmt es, dass Sie noch nie in Afrika waren? Angeblich, weil Sie sich vor Bakterien fürchten?

Ich habe da eine gewisse Phobie. Ich bin auch ein wenig kompliziert, was das Reisen angeht. Meine Künstler kommen nicht aus Gegenden, wo man an der frischen Luft ist und auf Safaris geht, sondern aus Städten wie Kinshasa, wo es Staus gibt und das Essen gewöhnungsbedürftig ist. Ich kenne aber neunzig Prozent der Künstler, die ich sammle, persönlich. Und so empfindlich bin ich nun auch wieder nicht. Ich bin überall glücklich. Im Moment mag ich Panama sehr.

Welcher Satz beschreibt Sie am besten?

Ich bin neugierig.

Sie treffen die schönsten Frauen der Welt. Man sagt Ihnen Liebeleien mit sehr attraktiven Frauen nach. Trotzdem sind Sie überzeugter Junggeselle. Ist das wahr?

Da ist etwas dran. Vielleicht ist die Antwort: Ich mag Kinder nicht. Und wenn man verheiratet ist, muss man sich ständig dafür rechtfertigen, warum man sich mit diesem oder jenem Mädchen unterhalten hat. Das wäre wohl nichts für mich. Ich wäre schnell wieder geschieden.

Jean Pigozzi: Pool Party in the Snow. Galerie Gmurzynska, St. Moritz. Bis 26. März

Raus aus dem Puppenheim

Petra Volpes «Göttliche Ordnung» ist eine gelungene, sanfte Satire über den späten Kampf ums Frauenstimmrecht.

Von Wolfram Knorr

Einfache Verhältnisse, klare Orientierung. Tradition. Natürlichkeit. Geborgenheit, Zugehörigkeit, Nestwärme, Leben nach alter Väter Sitte. Die kuschelige Schweiz anno 1970, oh, wie schön! Frau beglückt Familie und Haushalt, Mann sorgt für die Erhaltung – wie Nora (Marie Leuenberger), artig und diszipliniert, und ihr kernig zupackender Gatte Hans (Max Simonischek). Sie kocht, bügelt, wischt, hält Ordnung, während er bestimmt, wo's langgeht. Der Gockel gockelt, die Henne brütet. Aber jenseits der heimeligen Refugien stürmt es, verändert sich die Welt. Der «Muff von tausend Jahren» wird ihr ausgetrieben, Verhaltenszwänge und Denkgewohnheiten mit respektlosem Elan aus den Angeln gehoben und liberale Werte gefordert, von der Emanzipation bis zur Sexualität.

Aber eben nur «draussen». In der Schweiz klammert man sich mit Starrsinn und Engstirnigkeit an die bewährten, ewigen Werte. Nicht wählen zu dürfen und den Pascha fragen zu müssen, wenn Frauchen eine Arbeit annehmen will, sind wichtige Bestandteile dieser Tradition. In der Festung Schweiz herrscht göttliche Ordnung. Das gilt auch für Nora. Aber als das Dummchen es auf einmal wagt, eigenes Geld verdienen zu wollen, um nicht nur wie ein Muttertier im Familiennest hocken zu müssen, rastet Hans aus. Und als die Teenie-Tochter ihrer Schwägerin wegen ständiger Rebellerei weggesperrt wird, ist es vorbei mit dem glücklichen Hennen-Dasein. Nora erwacht und nimmt Frauen wahr, die öffentlich fürs Frauenstimmrecht werben. Kurzerhand schliesst sie sich ihnen an. Die Situation ist für sie günstig, sie hat eine «sturmfreie Bude»: Gottvater Hans ist im WK. Nach seiner Rückkehr gibt es Zoff, bei einer Veranstaltung wird hämisch gepöbelt, und der Haussegen zwischen ihr und Hans gerät in gefährliche Schiefelage, doch der Kampf der Frauen geht weiter. Man mag es aus heutiger Sicht fast nicht glauben, aber erst 1971 erhielten die Frauen die gleichen politischen Rechte wie die Männer.

Dorf ohne Horizont

Petra Volpe («Traumland») hat aus dieser Kuriosität einen Spielfilm gemacht. Eine Komödie? Wohl besser ein Volkstheater, das ist aber keinesfalls negativ gemeint. Volpe, die mehrheitlich in New York und Berlin lebt und folglich zu ihrem Heimatland eine gesunde Distanz hat, lässt den Aufstand der Frauen in



Zwischen Vreneli und Mutter Courage.

der «guten Stube» spielen, in jener stilistisch «mümmeligen» Bravheit, von der der Schweizer Film geprägt ist. Dieser Masche bedient sich Volpe ganz bewusst, denn hier macht sie Sinn – sie träufelt aber ein wenig Vitriol ins hausbacken schnurrende «Volksbühnen»-Idyll. Das Dorf ist ohne Horizont, winklig wie die Täler der Berge und dumpf die politische Haltung. Nie aber denunziert Volpe die Figuren. Sie nimmt sie ernst, respektiert sie, verrückt sie nur ein ganz klein wenig und schafft etwas Ungewöhnliches im Schweizer Film: mit Nora eine emotionale Identifikationsfigur.

Und Marie Leuenberger verkörpert sie vortrefflich. Wie eine Zauneidechse nach dem Winterschlaf wird sie Schritt für Schritt wach, nimmt ihre Lebenssituation wahr und gewinnt zunehmend Distanz zu ihrer Autoritätsgockelei-Familie. Da entwickelt «Die göttliche Ordnung» emotionalen Sog; und wenn Nora immer wieder mal zweifelt und mit der Rückkehr in ihr Puppenheim liebäugelt, wird ihr trotziger Schritt hinaus in die freie Wildbahn und in die Selbstbestimmung emotional besonders intensiv. Volpe Nora, oszillierend zwischen Vreneli aus «Uli der Knecht», Mutter Courage und Ibsens Nora, bleibt immer glaubhaft, und das gilt für alle Figuren. Man meint, in ein Einmachglas mit den Innereien der 1970er Jahre zu blicken.

Die freie Musik der Dynamit-Grossväter

Von Peter Rüedi

Gibt es so etwas wie Altersweisheit? Meine Skepsis nimmt mit eigenem zunehmendem Alter zu. Meist ist das Wort ein Euphemismus für das, was in Wahrheit Antriebsschwäche meint, Vitalitätsverlust, fehlende Leidenschaft. Ist Gelassenheit keine freiwillige Leistung, ist sie von Desinteresse nicht zu unterscheiden. Dann höre ich das jüngste Opus eines Trios, das sich schlicht und pleonastisch Trio 3 nennt, die drei alten Herren Oliver Lake (Altsaxofon), Reggie Workman (Double Bass) und Andrew Cyrille (Schlagzeug) – und alle solchen Überlegungen sind obsolet. Der älteste von den dreien, Bassist Workman, wird im kommenden Juni 80, Drummer Cyrille ist zwei Jahre jünger, Saxer Lake fünf, aber ihre Musik sprüht vor Spontaneität und kollektiver Erfindungslust, und das wird auch bestätigen, wer sonst der Ansicht ist, es gebe nichts Überholteres als die Avantgarde von gestern. Zu der gehörten alle drei: auch, aber nicht ausschliesslich, und das ist ihrem freien Jazz (den man nur mit Vorbehalten «Free Jazz» nennen mag) in jedem Moment anzuhören. Oliver Lake war mit seinem Altsaxofon die Lead-Stimme des World Saxophone Quartet, der Formation, die weit über die Kreise der eingeschworenen Free-Freaks hinaus erfolgreich war. Andrew Cyrille arbeitete vor und nach seinem Engagement bei Cecil Taylor mit zahlreichen Bop-Musikern zusammen, wie Reggie Workman auch.

So ist ihre Musik stellenweise ziemlich wild, aber immer überlegt, und sie geht von Kompositionen aus, wenn sie die auch expressiv bis an ziemlich extreme Grenzen strapaziert. Trio 3 gibt es seit den neunziger Jahren, dementsprechend kurz sind die gegenseitigen Verständigungswege, zumal im Trio-Format – zu ihren letzten fünf Produktionen luden die drei Dynamit-Grossväter jeweils Pianisten als Gäste (zweimal Geri Allen, je einmal Irène Schweizer, Jason Moran und Vijay Iyer). Alles sehr schöne Aufnahmen. Den dichtesten Aggregatzustand erreicht ihre Musik allerdings im nach allen Seiten offenen, spontanen und logischen Trio. Setzt beim Zuhörer allerdings auch einen etwas inspirierten Geisteszustand voraus.



Trio 3 Andrew Cyrille, Reggie Workman, Oliver Lake: Visiting Texture. Intakt CD282



Thiel

Fake News

Von *Andreas Thiel*

Thiel: Sag mal, Simonetta, warum will der Bundesrat unbedingt dauernd die ganze Schweiz fremdem Recht unterstellen?

Sommaruga: Das Schweizer Stimmvolk ist einfach nicht fähig, sich selber Gesetze zu geben. Es regt uns auf. Das Stimmvolk weicht bei Abstimmungen zu oft von den Abstimmungsempfehlungen der Sozialdemokratischen Partei ab. Deshalb scheint es uns ratsam, das gesamte Schweizer Stimmvolk unter EU-Recht zu stellen.

Thiel: Der Bundesrat glaubt ja auch nicht, dass die Schweiz in der Forschung besonders viel taugt, und beharrt darauf, die hiesige Forschung von der EU abhängig zu machen.

Sommaruga: Die Forscher der EU sind uns nun einmal überlegen. Soeben haben sie die Lösung für eines der ältesten wissenschaftlichen Rätsel der Menschheit gefunden.

Thiel: Welches?

Sommaruga: Die Frage, was zuerst da war, das Huhn oder das Ei.

Thiel: Und wie lautet nun die Antwort?

Sommaruga: Das Huhn.

Thiel: Nicht das Ei?

Sommaruga: Nein, das Ei müsste ja dann von einem Huhn gelegt worden sein.

Thiel: Aber das Huhn wiederum kann nur einem Ei entschlüpft sein.

Sommaruga: Siehst du? Genau das ist es, was wir Bundesräte an euch Stimmbürgern nicht ausstehen können.

Thiel: Was?

Sommaruga: Dass ihr immer alles, was aus der EU kommt, gleich in Frage stellen müsst. Und das gilt ja nicht nur für EU-Recht und EU-Forschung. Selbst die Einwanderung aus der EU wird von euch Stimmbürgern in Frage gestellt.

Thiel: Ich habe gehört, unter den Einwanderern aus der EU befänden sich auffällig viele Automobilisten, darunter sogar Falschparkierer, Fleischesser und Atomenergiebefürworter.

Sommaruga: Wie? Was? Wir müssen sofort die Grenzen dichtmachen!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Bier und Schweinebraten

Aschermittwoch in München und in Zürich; Kochbuch zum Hotelgeburtstag; Nachwuchs in St. Moritz. Von *Hildegard Schwaninger*

Aschermittwoch in München. Bei «Andechser am Dom» biegen sich die Tische. Die Münchner feiern den Beginn der Fastenzeit mit Bier und Schweinebraten. Mittendrin zwei bekannte Gesichter vom Zürichberg: **Urs Scherrer**, ehemaliger Sulzer-Direktor (heute selbständig), und seine Ehefrau (seit drei Jahren, vorher waren sie lediglich ein Paar) **Gina Leber**, beide – Ehrensache – im Münchner Trachtenlook. Gina Leber schreibt Kinderbücher, vor nicht allzu langer Zeit hatte sie eine Lesung bei Ursula Koller, in der Galerie «Kunst im West». Der Publikumsandrang hielt sich in Grenzen, aber es war – dafür garantieren die lebenslustigen Kollers – wie immer sehr fröhlich. Im «Andechser am Dom» hängen viele Promi-Bilder an den Wänden. Zwei vom emeritierten Papst Benedikt XVI. Josph Ratzinger feierte hier seinerzeit seine Primiz (Priesterweihe).

Abends im «Franziskaner» der grosse Heringschmaus. Grosses Münchner Traditionsfest mit bayerischen Musikkapellen. Das Lokal ist berstend voll. Blonde Münchnerinnen im Dirndl, vor allem Rosa und Hellblau ist zurzeit Mode. Mittendrin an einem Tisch in fröhlicher Männerrunde der Schauspieler **Fritz Wepper**, der oversympathische Urmünchner, der auch Weltstar ist (spielte im Oscar-gekrönten Film «Cabaret»). Es sind viele Lokalprominente da. Im Korridor lauern die Fotografen der Münchner *Abendzeitung* und der *TZ* mit gezückten Kameras. Das

«Franziskaner» liegt im Epizentrum der bayerischen Hauptstadt, die sich «Weltstadt mit Herz» nennt. Gleich um die Ecke die Bayerische Staatsoper, wo demnächst **Jonas Kaufmann** sein Debüt als Tannhäuser gibt.

Die Fasnacht und Ballsaison in Zürich (sofern es sie gibt) findet immer nach dem Aschermittwoch statt. So auch der Zürcher Opernball, der am Samstag zum 17. Mal im Opernhaus über die Bühne ging. Der erste fand im März 1997 statt, damals im Hotel «Baur au Lac». Mittlerweile ein «Alle Jahre wieder»-Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens mit stets gleicher Besetzung. Auch heuer war Stadtpräsidentin **Corine Mauch** im selbstgenähten Kleid mit Kollege **André Odermatt** da (ihre Ehefrau **Juliana Müller** blieb zu Hause) sowie Schriftsteller **Adolf Muschg**, der dann auch immer gern mit seiner Ehefrau tanzt. Wie viel der Ball einbrachte, war bis Redaktionsschluss nicht bekannt, das Geld jedenfalls geht in die Förderung des jungen Publikums.

Alte Liebe rostet nicht, und so hat sich der Kontakt zwischen **Alexander Pereira** und **Heinz Spoerli**, dem ehemaligen Ballettchef am Zürcher Opernhaus, intensiviert, seit Pereira Intendant der Mailänder Scala geworden ist. Heinz Spoerli war gerade wieder in Mailand und wird nächste Saison an der Scala die Choreografie sowohl zu den «Goldberg-Variationen» als auch zur «Fledermaus» beisteuern.



Fast verliebt

Date mit Kind

Von *Claudia Schumacher*

Meine Freundin Sarah schielt rüber zur Couch und stopft sich mit der Gier eines Panzerknackers beim Raubüberfall die Backen mit Quarktorte voll – ihre Art, mit Stress umzugehen: Zucker in

rauen Mengen. Dafür hat sie heute aber auch allen Grund. Es ist ihr Geburtstag, sie hat Freunde eingeladen – da zählen Kalorien nicht. Und der Stress ist real: Auf der Couch sitzt Sarahs Sohn Pedro, ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter, sein linker Arm ist ganz steif. Milo, Sarahs neuer Freund, steht auf und geht zu ihm rüber. Der grosse und der kleine Mann: Vor wenigen Tagen gab's die erste Begegnung. Eine veritable Katastrophe.

Sales-Manager Milo, ein sorgloser Typ, hatte vorgeschlagen, dass sie Schlitten fahren gehen. Eine naheliegende Idee fürs erste Date mit Kind: Siebenjährige sind in der Regel empfänglich für den Reiz einer kilometerlangen Rodelabfahrt. Nur ist Pedro ein bisschen anders. Er spielt ungern Fussball und weiss Dinge über «Star Wars», die selbst erwachsenen geeks nicht bekannt sind («Wusstet ihr, dass der Make-up-Künstler, der Yoda modellierte, von



Fröhliche Runde: Fritz Weper, Werner Mang.



Charmanter Provokateur: Carsten K. Rath.



Wiedersehen: Corinne Mauch, André Odermatt.

ern – diese in einer Inszenierung von **Cornelius Obonya**, es dirigiert **Zubin Mehta**, einer von Pereiras Lieblingen. Premiere ist am 19. Januar 2018, diejenige der «Goldberg-Variationen» am 25. Januar 2018.

Das Hotel «Kameha Grand Zürich» wurde vor zwei Jahren mit einem glanzvollen Fest eröffnet (Ex-Miss-Schweiz **Dominique Rinderknecht** war einer der vielen Stargäste), zum zweiten Geburtstag hat sich der Hotelbesitzer **Carsten K. Rath**, der von unerschöpflicher Kreativität ist, etwas Spezielles einfällen lassen. Ein Fest gibt es selbstverständlich (am 13. März); er bringt aber auch ein Buch heraus. «Dein Essen – steht im Kochbuch, Liebling». Was nach provokantem Titel zum Internationalen Tag der Frau klingt, ist ganz harmlos. Carsten Rath hat von dreissig Stammgästen Lieblingsrezepte gesammelt und stellt sie in diesem Band (160 Seiten, 39 Franken) mit charmanten Illustrationen vor. Carsten Rath macht auch Consulting für Hotels. Eines seiner Bücher heisst «55 Gründe, ein Grand Hotel zu eröffnen».

Grosse Freude im Hotel «Hauser» in St. Moritz: Tochter **Nina Hauser** hat gerade ihr erstes Kind zur Welt gebracht. Einen Sohn; er heisst **Ben**. Nun sind **Markus Hauser** und seine aus Australien stammende Frau **Marinda** glückliche Grosseltern. Bei der WM in St. Moritz hat Markus Hauser, ein engagierter Bürger (er ist auch Gemeinderat), als *voluntari* geholfen. Nina Hauser führt in St. Moritz das vegetarische «Viv Bistro» beim neuen Hallenbad. Ihr Mann ist ein prominenter Sportsmann.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

seinem eigenen Spiegelbild ausging? Der war vielleicht hässlich!»). Pedro besitzt drei Bibliotheksausweise.

Sarah hatte zwar geahnt, dass Schlittenfahren für Pedro zu wild sein könnte, wollte Milo aber nicht verunsichern. Ausserdem sollte er Pedro nicht für ein seltsames Kind halten. Am Ende stand eine extrem verkrampfte, Unheil witternde Sarah mit ihrem leicht verängstigten, eher ungeschickten Sohn auf der Rodelbahn. Eine Stunde später musste der geschockte Milo die zwei ins Krankenhaus fahren: Pedro hatte sich den Arm gebrochen. Der Grund: Sarah dachte, es wäre sicherer für ihn, wenn er auf ihrem Schlitten mitfahre. Als die zwei stürzten, plumpste sie auf ihn, er konnte nicht ausweichen. Diagnose: Oberarmbruch, verursacht durch die buchstäbliche Last einer überbesorgten Mutter. Ein Lehrstück darüber, was es bringt, nicht zu sich selbst oder zu den

Eigenheiten seines Kindes zu stehen. Kleine Sünden bestraft der Herr sofort.

Heute also Versuch Nummer zwei. Milo lässt sich nicht anmerken, wie desaströs das erste Treffen verlief. Entspannt plaudert er mit Pedro, der ihm nun auf der Couch einen Bildband von Dalí zeigt. Schon bald beginnen sie mit Blick auf eins der surrealistischen Bilder darüber zu fantasieren, was passiert, wenn man am Stock zieht: Fällt zuerst die Schnecke? Durchtrennt die Rasierklinge das Spiegelei? Sie lachen. Und es macht wohl keinen Unterschied, ob man ein hochbegabtes Kind oder ein Erwachsener ist, der sich eher für Sport interessiert: Erstens fällt zu Dalí einfach jedem etwas ein. Und zweitens bleibt wohl keinem etwas anderes übrig, als sich selbst zu sein. Vor allem, wenn man gemocht werden will.



Unten durch

Ein I, wo ein D ist

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, dein Chef kommt von einem Wellness-Urlaub in Dubai zurück, und an der Montagssitzung siehst du: Es war offenbar Wellness im Sinn von Hammelbraten, denn er hat markant zugenommen. Als er im Konferenzraum im Lichtstrahl des Beamers steht, zeichnet sich dahinter auf der Leinwand ein D-förmiger Schatten ab, der dem Schatten von Gérard Depardieu in nichts nachsteht. Eine solche Gewichtszunahme in so kurzer Zeit ist selten, aber dein Chef will eben in allem der Beste sein. «Gut sehen Sie aus», sagst du nach der Sitzung zu ihm, «erholt und frisch.» Danke, sagt er, aber das sei kein Wunder, Dubai sei für Fitness-Fans wie ihn ein Traum. Einzelheiten will er dir beim Mittagessen in der Kantine erzählen. «Gern! Ich freue mich!», sagst du und denkst: «Verdammter Mist!» Du wolltest heute mit der Rothaarigen vom Marketing essen gehen (sie hat endlich ja gesagt), aber natürlich kannst du zum Chef nicht nein sagen. Eine Stunde später holt er sich in der Kantine ein Diät-Salätchen («Salad undressed») und einen Apfelsaft, dieser Pharisäer! Er spielt den Ernährungsbewussten, und du willst nicht als Barbar dastehen: Du verzichtest auf die Schweinelende mit Speckkartoffeln und bestellst auch Salat.

Wie zwei Kaninchen sitzt ihr vor eurem Futter, und der Chef erzählt mit Rüebli im Mund, wie ihn der Personal Trainer des Hotels in Dubai geschlaucht hat: «Einmal täglich *Circle of Motion*, U-Kö-, O-Kö-Training, Ausdauer bis Pulsrate 130, und das bei Temperaturen von 42 Grad. Also draussen, meine ich. Im Trainingsraum war Air-Condition: Ich hab im Pullover trainiert.» Dann schildert er dir das Konzept des Hotelrestaurants: keine Kalorie mehr, als man verbraucht. «Zwei Wochen Sternkeküche», sagt er, «aber ich habe kein Gramm zugenommen!» «Und das sieht man auch!», sagst du und starrst wie hypnotisiert auf sein über der Bauchregion bis zum Äussersten gespanntes Hemd. Jetzt ihm die Wahrheit sagen! Das wäre grossartig! Ihm einfach freundlich ins Gesicht sagen: «Chef, Sie haben tatsächlich kein Gramm zugenommen, sondern zehn Kilo.» Aber natürlich schweigst du. «Kein einziges Gramm», wieder-

» Fortsetzung auf Seite 58

»» Fortsetzung von Seite 57

holt er und fügt hinzu: «Gerade in unserem Alter wächst man ja schnell mal in eine grössere Hosengrösse hinein. Nicht wahr?» Wieso schaut er dich so vertraulich an? «Dieses Problem kenne ich zum Glück nicht», sagst du und gibst dir höllisch Mühe, das «ich» nur ja nicht zu betonen.

Als der Chef gegangen ist, holst du dir zum Dessert die Schweinelende und denkst beim Essen über Selbsttäuschung nach. Warum nur belügt dein Chef sich permanent selbst? Wenn er morgens in den Spiegel schaut, sieht er jedes Mal ein I, wo ein D ist – und das nennt er dann Identität! Das ist doch tragisch! Dir ist völlig unverständlich, wie einer sich selbst gegenüber so blind sein kann. Am nächsten Tag gehst du mit der Rothaarigen in die Kantine. Sie ist heute weniger hübsch als sonst, vielleicht wird sie krank, und du sagst: «Sie sehen heute besonders bezaubernd aus.» – «Anke», sagt sie mit verstopfter Nase. Ihr steht vor der Essensausgabe, und du würdest so gern die Kutscherwurst bestellen – aber das würde nicht zu ihrem Gemüseteller passen. Also nimmst du auch Gemüse, die Wurst kannst du ja am Nachmittag noch verdrücken. Beim Essen sprichst du über das, was dich zurzeit am meisten beschäftigt: Du fragst die Rothaarige, was sie von einem Mann halten würde, der zugenommen hat, es aber nicht wahrhaben will. Du willst den Chef nicht namentlich erwähnen und hoffst, dass sie von selbst darauf kommt. Sie sagt: «Ja, solche Leute gibt es. Aber Sie sind ja zum Glück anders. Sie rennen vor dem Problem nicht weg.» Du fragst sie, wie sie das denn meine. «Na ja», sagt sie, «Sie haben den Gemüseteller genommen. Weil Sie doch bestimmt abnehmen wollen? Sie waren ja früher so schön schlank! – O je, war ich wieder mal zu ehrlich?»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Legende und Gegenwart

Von Peter Rüedi

Als der österreichische Philosoph Ludwig Wittgenstein 1939 an die Universität Cambridge berufen wurde, wurde er gefragt, was der Herr Professor denn am liebsten esse. «Egal», soll der Autor des «Tractatus logico-philosophicus» geantwortet haben, «solange es immer das Gleiche ist.» Das ist, auf den Wein angewandt, zwar auch eine ziemlich verschobene Maxime, hat aber auch seine Logik (wie Wittgensteins berühmter Satz, den mancher Weinschreiber, dieser eingeschlossen, gelegentlich beherzigen sollte: «Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.»): Den gleichen Wein über längere Zeit zu verfolgen, hat seinen eigenen Reiz, weil der gleiche nie derselbe ist. Scherz beiseite: Selbstverständlich ist die Diversität eine grosse Attraktion beim Wein, und da ist Nischenvertretern wie Bernhard Furler ein grosses Kompliment auszurichten. Der widmet sich mit seinem Betrieb Paphos nämlich ganz dem Import zypriotischer Weine. Die sind, von einer kleinen und erst noch geteilten Insel stammend, ein Kontinent für sich, der – ich

schwör's – jede Entdeckungsreise lohnt. Die Quadratur des Besonderen ist ein Wein im Paphos-Angebot, den auch einer wie ich, der den Mund gern voll nimmt, nur in kleinen Schlucken genießt.

Der Commandaria Centurion von der Etko Winery, dessen Ausgabe 2000 ich eben geöffnet habe (er wird sich offen mindestens so lange halten, wie ich zu seinem Verzehr brauche, also Wochen), ist ein süsser, aber nicht mastiger Dessertwein. Er ist eine Aromenbombe, die einem den Kopf dreht (und dies nicht wegen der fünfzehn Prozent Alkohol, die sich einer diskreten Aufspritung verdanken); eine Projektionsfläche für die höchstfliegenden olfaktorischen Fantasien: Karamell, Nüsse, Rosinen, Zimt, Honig, dunkle Schokolade, Dörrfrüchte, Kaffee, Gebäck, aber auch Zitrusfrüchte, Feigen. Der Commandaria ist auch ein kulturgeschichtliches Denkmal.

Den martialischen Namen hat er von den Johannitern des Kreuzritterordens, die einst in der Nähe des heutigen Limassol residierten und ihren Hauptsitz «Kommandantur» nannten. An den europäischen Fürstenhöfen, zumal im Wien der Habsburger, wurde der Wein Kult, portugiesische Händler transplantierten Schösslinge der autochthonen Sorten Xynisteri und Mavro nach Madeira. Das Echo des zypriotischen Süssweins reicht sogar bis in die Antike zurück. Er wird von Hesiod erwähnt sowie von Plinius, Strabo und Seneca. Allein: Im Genuss ist der Commandaria, der 1990 eine erste AOC erhielt, überwältigende reine Gegenwart. Wir trinken schliesslich Wein und nicht Kulturgeschichte.

Etko Winery Commandaria Centurion 2000.
15 % Paphos-Weine, Muttentz. Fr. 65.–.
www.paphosweine.ch

DIE WELTWOCH

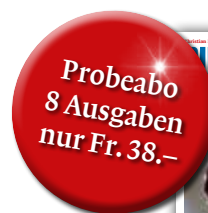
Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einem Bettler statt eines Fünflibers einen Metallknopf in den Hut werfen, um zu testen, ob er wirklich blind ist (wie es auf seinem Schild geschrieben steht)?

Martin Baumgartner, Reinach BL

Geht es Ihnen tatsächlich um den Bettler? Oder wollen Sie die Optik der *Weltwoche* testen? Also: 1. «Blind» ist zwar politisch nicht unkorrekt, «sehbehindert» wäre aber korrekter. 2. Das Bargeld wird ohnehin bald abgeschafft, den Fünfliber gibt's dann nur noch für Numismatiker. 3. In einem ausgebauten Wohlfahrts- und Sozialstaat sollten auf der Strasse keine Bettler unsere Konsum- und Freizeit-Heiterkeit trüben. *Maurus Federspiel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Finanzierung der Altersvorsorge lässt sich nicht verschleiern.» *Luis Frei*

In den Händen der SVP und der CVP

Nr. 9 – «Nicht seriös»; Beat Gygi über die Reform der Altersvorsorge

Warum nicht richtig, wenn es unseriös daher kommt? Einerseits würde die FDP die Schweiz am liebsten ans Ausland verhökern, weil das liberal sei; dies wäre aber zu offensichtlich. Andererseits würde die SP am liebsten selbst die Wirkung der Medikamente bestimmen, denn die Krankenkassenprämien als versteckte Steuern des Sozialstaats kann sie gut verschleiern. Die Finanzierung der Altersvorsorge ist alles andere als einfach und lässt sich nicht verschleiern. Es liegt deshalb in den Händen der SVP und der CVP, das Solidaritätswerk der AHV als Schweizer Errungenschaft intelligent zu stärken, denn die zweite Säule (BVG) wird das bleiben, was es ist: ein hybrides, staatlich reguliertes Privat-Flickwerk.

Luis Frei, Uznach

Wohlbehütetes Geheimnis

Nr. 9 – «Das Trump-Syndrom im Bundeshaus» von Philipp Gut und Christoph Mörgeli

Die Verbreitung falscher Informationen erfolgt entweder mit Absicht (um sich einen Vorteil zu verschaffen) oder unabsichtlich (beispielsweise wegen fehlenden Durchblicks). Im Interview mit Bundesrätin Doris Leuthard in der *Weltwoche* Nr. 51/16 behauptete diese, im Rahmen der Energiestrategie 2050 koste der Netzausbau lediglich 14 bis 18 Milliarden Franken sowie – zeitlich befristet – der Netzzuschlag pro Haushalt jährlich 115 Franken. Wer die etwa doppelt so teuren Solarpanels, die mehrfach teureren Vorkehrungen zum Erhalt der Stromnetzstabilität und die fast unerschwinglichen Energiesparmassnahmen an der Gebäudehülle bestehender Gebäude bezahlt, bleibt ihr wohlbehütetes Geheimnis.

René Weiersmüller, Meilen

Nichts Neues aus Bern

Nr. 9 – «Zäme geits!»; Alec von Graffenried über die Berner Reitschule

Es ist die selbstverständliche Aufgabe eines Stadtpräsidenten, seine Stadt und ihre Highlights zu loben. Von Graffenried tut das mit blumigen Worten und liegt im Fall der kulturellen Aktivitäten der Reitschule sogar richtig. Aber es heisst ja so treffend: An ihren Worten sollt ihr sie erkennen. Dass die linksextremen Gewalttäter jetzt plötzlich nicht linksextrem,

sondern nur noch «Testosteron versprühende Schlägertypen» seien, ist von der Wortschöpfung her originell (mal abgesehen davon, dass offenbar auch Frauen wacker mitgemacht haben). Wenig originell ist die Absicht dahinter. Nämlich die Verschleierung dieser linksextremen Gewalt und damit verbunden der automatische Schutz der Täter. Nichts Neues in Bern, auch der neue Stapi hat den Schwanz schon eingezogen und heult im links-grünen Mainstream mit.

Roland Lörtscher, Eriswil

Spielball der Politik

Nr. 8 – «Schweiz als rote Hölle»; Christoph Mörgeli über linke Politik

Wir ... das Volk ... sind immer mehr der Spielball der Politik und nicht mehr das Entscheidungs- und Machtorgan unseres Staats. Initiativen werden nicht umgesetzt, oder es wird sofort mit Gegeninitiativen versucht, diese zunichtezumachen. Unsere Politiker im Bundeshaus lassen uns im Stich, um ihre persönlichen und parteipolitischen Interessen und Überzeugungen durchzusetzen.

Max Schneider per E-Mail

Zu Unrecht verteufelt

Nr. 8 – «Darum will ich den Koran verbieten»; Interview mit Geert Wilders

Die Niederlande sind – gemessen an der Gesamtbevölkerung – einer der EU-Staaten mit den meisten Muslimen. Jahrzehntlang hat die linke Regierung Tür und Tor geöffnet für eine grenzenlose Zuwanderung von Muslimen. So hat man dem radikalen Islam den Boden geebnet für die Verbreitung seiner hasserfüllten Ideologie. Herr Wilders hat mit allem recht, was er in diesem Interview gesagt hat. Dieser Politiker kämpft um sein Land – und sieht die Bedrohung durch den Islam ganz real. Er opfert sein Privatleben seinem Land und der Demokratie. Schade, dass wir nicht mehr solche Politiker in Europa haben. Leider wird dieser Mann zu Unrecht von den meisten Journalisten und Politiker verteufelt.

Heinz Bünteli, Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

«Beste Werbung für unser Land»

Die Chefs der wichtigsten Marken in der Schweiz verraten in der grossen *Weltwoche*-Umfrage ihre Neuheiten, wie die Trends aussehen und was der Genfer Autosalon für die Branche bedeutet.

Wir stellten den grössten Schweizer Autohändlern folgende fünf Fragen:

- 1 — Was sind die wichtigsten Neuheiten?
- 2 — Wohin geht der Trend?
- 3 — Wie schlagen Sie die Konkurrenz?
- 4 — Welche Bedeutung hat der Genfer Autosalon für Ihre Marke, die Automobilindustrie und die Schweiz?
- 5 — Welches Auto fahren Sie persönlich am liebsten?



Christian Wellauer, Lexus

1 — Lexus präsentiert als Weltpremiere den neuen Lexus LS 500h. Unsere Luxuslimousine besticht durch eigenständiges, innovatives Design, kombiniert mit Lexus-Qualität, Zuverlässigkeit und innovativem Lexus-Vollhybridantrieb, inklusive 4×4. Als Europapremiere sehen die Besucher den Lexus RC F GT3, die Rennversion des Lexus RC F, der dieses Jahr auf europäischen Rennstrecken um Trophäen kämpfen wird. Ein weiterer Höhepunkt ist auch unser neues Sportcoupé Lexus LC.

2 — Der Trend geht weiter in Richtung intelligente Antriebskonzepte. Lexus ist hier mit dem Vollhybridantrieb Pionier und Wegbereiter im Premium-Segment. Auch die Digitalisierung und Vernetzung von Fahrzeug, Fahrer, Garagenpartner et cetera hält weiter Einzug in die



Weltpremiere: Lexus LS 500h.

Automobilindustrie.

3 — Lexus konzentriert sich auf die Kunden und die Kundenbedürfnisse. Dies hat auch im Jahr 2016 dazu geführt, dass die Verkaufszahlen sowohl weltweit als auch in Europa gesteigert werden konnten.

4 — Genf gehört weltweit zu den «major automotive shows». Wir können auf diese Messe in der Schweiz stolz sein. Für Lexus International ist sie ein wichtiges globales Schaufenster und für Lexus Schweiz die Möglichkeit, unseren Kunden und Interessenten in der Schweiz einen einmaligen Blick in die Lexus-Welt und die Lexus-Zukunft zu gewähren.

5 — Den Lexus RX 450h. Er hat alles, was für mich wichtig ist: höchste Qualität, intelligenten Vollhybridantrieb, Sicherheit, Komfort, Zuverlässigkeit und 4×4. Dazu sieht er noch dynamisch aus. Und meine Tochter Louisa liebt die hohe Sitzposition im Kindersitz und entdeckt mit mir gerne die Welt unterwegs.



Stephan Altrichter, Porsche

1 — Das Schlagwort des Salons heisst Porsche-typisch «Performance». Der neue Porsche 911 GT3 verkörpert Motorsport-Feeling, systematischen Leichtbau und pures Fahrgefühl. Mit dem allradgetriebenen Panamera Turbo S E-Hybrid ist erstmals ein Plug-in-Hybrid das Topmodell einer Baureihe – mit einer Systemleistung von 680 PS! Und der Panamera Sport Turismo setzt als neue Karosserievariante der Sportlimousine mit einem unverwechselbaren Design ein Zeichen im Luxussegment.

2 — Innovation, Digitalisierung und Elektrifizierung. Porsche ist die innovativste Marke für exklusive und sportliche Mobilität. Gleichzeitig bereiten wir uns auf die Markteinführung der Mission E vor, unseres ersten rein batteriegetriebenen Sportwagens, der Ende des Jahrzehnts auf den Markt kommt.

3 — Wir begeistern unsere Kunden, indem wir scheinbare Gegensätze miteinander verbinden und die Porsche-Eigenschaften innovativ weiterentwickeln.

4 — Der Autosalon in Genf gehört zu den weltweit wichtigsten Messen der Branche. Porsche feiert traditionell sehr sportliche Weltpremieren in den Messehallen des Palexpo – ein Zugeständnis an den Schweizer Markt. Unsere Schweizer Kunden sind sehr anspruchsvoll und bevorzugen unsere sportlichen Topmodelle. Für uns und unsere Händler ist es die perfekte Plattform.

5 — Derzeit fahre ich einen Panamera Turbo. Ich freue mich schon auf den Panamera Turbo S mit Hybridantrieb.



680 PS: Panamera Turbo S E-Hybrid.



Kurt Egloff, BMW

1 — Wir freuen uns sehr, dass wir der Weltöffentlichkeit erstmals den neuen BMW 5er Touring hier in der Schweiz präsentieren dürfen. Die Neuauflage dieses Modells hebt die charakteristische Kombination aus Fahrfreude, Ästhetik, Innovationen und intelligenter Funktionalität auf ein nochmals gesteigertes Niveau. Auch die in vielen Bereichen weiterentwickelten Modelle der BMW-4er-Reihe werden in Genf erstmals öffentlich vorgestellt. Darüber hinaus feiert der BMW i8 in einer weiteren exklusiven Version Weltpremiere.

2 — Die BMW Group ist bereits gut unterwegs in die Zukunft. Dabei wird der Trend noch mehr in Richtung der vier Themenfelder gehen, die wir unter dem Begriff «ACES» zusammenfassen: «Automated», «Connected», «Electrified» und «Shared».

3 — Innovationskraft ist nach wie vor eine grosse Stärke und Chance von BMW. Gerade im künftigen Kernfeld «selbstfahrende Autos» sind wir sehr gut aufgestellt. Anfang November 2016 haben wir den Meilenstein von weltweit 100 000 elektrifizierten Fahrzeugen übersprungen. Schritt für Schritt übertragen wir die Technologien von BMW i nun auf alle Konzernmarken, Baureihen und Modelle.



Nochmals gesteigertes Niveau: BMW 5er Touring.

4 — Der Genfer Autosalon zählt immer noch zu den wichtigsten Automessen weltweit und ist zudem jedes Jahr die erste Topadresse in Europa. BMW ist dabei traditionell mit einer grossen Standpräsenz vertreten.

5 — Zurzeit darf ich einen BMW 7er sowie einen BMW i3 fahren. Die beiden Fahrzeuge sind natürlich überhaupt nicht miteinander zu vergleichen, und trotzdem fahre ich sie gleich gern. Meine Wahl hängt immer von der jeweiligen Situation und meinen persönlichen Bedürfnissen und Anforderungen an das betreffende Fahrzeug ab.



Sandra Grau, Seat

1 — Dieses Jahr werden der neue Seat Ibiza sowie der Leon Cupra am Automobilsalon im Fokus stehen. Der Ibiza wurde zum ersten Mal 1984 vorgestellt, ist inzwischen zu einer Ikone von Seat geworden und hat sich als absoluter Verkaufsschlager etabliert. Die fünfte Generation feiert im März Weltpremiere und wird ab Juni 2017 beim Seat-Partner

stehen. Der neue Leon Cupra ist mit seinem 300 PS starken 2,0-TSI-Motor und seinem maximalen Drehmoment von 380 Nm das leistungsstärkste Modell in der Firmengeschichte. Insbesondere die Kombi-Version mit dem Doppelkupplungsgetriebe DSG sowie dem Allradantrieb 4Drive ist auf die Bedürfnisse der Schweizer Kundschaft zugeschnitten.

2 — Wie uns die Zahlen Ende 2016 zeigten, wächst der Allrad-Anteil in der Schweiz kontinuierlich. Seat kann diesem Bedürfnis gerecht werden und bietet 4×4-Antrieb bei verschiede-



Im Fokus: Seat Leon Cupra.

nen Modellen an, wie dem vielseitig einsetzbaren Leon ST Kombi und dem Alhambra, dem beliebtesten Familien-Van der Schweiz.

3 — Seat erlebt die grösste Produktoffensive ihrer Geschichte; dies stärkt Seat als Brand und steigert das Volumen. Seat gehört zum Volkswagen-Konzern und kann auf die technologischen Errungenschaften der Gruppe zurückgreifen. Gleichzeitig verfügen wir in unserem Hauptsitz in Martorell über ein Design- und Technikzentrum, in dem 1000 Ingenieure arbeiten und verantwortlich sind für die typische Seat-DNA: die Mischung aus emotionalem spanischem Design und modernster Technologie. In der Schweiz setzen wir zudem auf kundennahe Kommunikation und Anlässe wie zum Beispiel die Seat Music Session, wo potenzielle Kunden die Marke auch auf emotionaler Ebene erleben können.

4 — Der Automobilsalon in Genf gehört weltweit zu den wichtigsten Messen der Branche. Kein Wunder, findet im Vorfeld der Presse-Tage auch die Verleihung der prestigeträchtigen Auszeichnung «Car of the Year» im Kongresszentrum des Palexpo statt. Damit können Synergien optimal genutzt werden.

5 — Vor kurzem durfte ich den neuen Leon Cupra anlässlich einer Presseveranstaltung auf der Rennstrecke testen, und er hat mich begeistert. Für mich ist er in der Kombi-Version das ideale Auto. Einerseits bietet er grossen Stauraum für Hobby und Alltag, ohne dass auf Komfort verzichtet werden muss. Andererseits verkörpert er mit seinen 300 PS Fahrspass pur. Mit dem Leon Cupra muss darum weder auf Alltagstauglichkeit noch auf Fahrspass verzichtet werden. Er bietet beides.



Peter Schmid, VW

1 — Die neue viertürige Limousine Arteon ist eine Weltpremiere und setzt die neue, progressive Volkswagen-Designsprache konsequent um.

Das komplett neu entwickelte Modell ist oberhalb des Passat angesiedelt. Der Arteon setzt mit drei Benzin- und vier Dieselmotoren – und auf Wunsch mit permanentem Allradantrieb 4Motion und Siebengang-DSG-Getriebe – nicht nur emotionale Akzente in der oberen Mittelklasse. Mit der neuen Langversion des Tiguan mit bis zu sieben Plätzen, dem Tiguan Allspace, lanciert Volkswagen seine SUV-Offensive. Sie überzeugt durch modernstes Infotainment und bärenstarke Motoren mit bis zu 240 PS. Mit der Elektro-Van-Studie «I. D. Buzz» nehmen wir in Anspruch, Elektromobilität für jedermann in die Welt von morgen zu bringen. Der Van verfügt über eine Reichweite von bis zu 600 Kilometern und acht Sitzplätze. Schliesslich startet der komplett überarbeitete Golf als Erster in der Kompaktklasse mit Gestensteuerung und glänzt mit neuen effizienten Evo-Benzinmotoren mit Zylinderabschaltung.

2 — Der Volkswagen-Konzern möchte sich mittelfristig vom klassischen Automobilhersteller zu einem der weltweit führenden Anbieter von nachhaltiger Mobilität entwickeln. Aus diesem Grund wurde ein neues, markenübergreifendes Geschäftsfeld für Mobilitätslösungen geschaffen. Und die Bereiche Batterietechnologie, Digitalisierung und autonomes Fahren bilden neue Kompetenzfelder des Konzerns. Stark vorangetrieben wird im Rahmen der Strategie die Elektrifizierung der Flotte.

3 — Mit ehrlichen, qualitativ hochstehenden und technisch ausgereiften Produkten sowie mit einem Top-Service.

4 — Der Genfer Automobilsalon hat für Volks-



Komplett neu entwickelt: VW Arteon.

wagen wie auch für die ganze Branche in der Schweiz eine enorm wichtige Bedeutung. Genf ist die einzige internationale Automobilmesse, welche jedes Jahr und in der für das Verkaufsgeschäft so wichtigen Frühlingszeit abgehalten wird. Genf und damit die Schweiz als automobiltechnisch neutraler Boden, die gute Verkehrsanbindung und die übersichtlichen und kompakten räumlichen Verhältnisse machen Genf zum alljährlichen Highlight aus Sicht der Schweizer Besucher, aber auch aus Sicht der internationalen Automobilkonzerne.

5 — Natürlich einen Volkswagen, und wenn immer möglich eines unserer sportlichen Modelle.



Markus Kohler, Skoda

1 — Der neue grosse SUV Skoda Kodiaq mit den zusätzlichen individualisierten Modellvarianten Sport Line und Scout, das Facelift unseres Bestsellers Octavia mit

den ebenfalls überarbeiteten Modellvarianten Octavia Scout und RS sowie dem neuen Octavia RS 245 mit 245 PS – und schliesslich die beiden erneuerten und aufgewerteten Modelle Rapid Spaceback Facelift und Citigo Facelift.

2 — Nebst der am Genfer Autosalon gestarteten Skoda-SUV-4×4-Produktoffensive bieten die neuen Geschäftsfelder Elektromobilität, autonomes Fahren, die zunehmende Digitalisierung sowie innovative Mobilitätslösungen grosse Potenziale. Mit der Strategie 2025 besitzt



Noch individueller: Skoda Kodiaq.

Skoda einen eigenen Meilenstein-Plan für den technologischen Wandel und für ein langfristiges Wachstum des Unternehmens.

3 — Unser Ziel ist nicht, die Konkurrenz zu schlagen, sondern es besser zu machen. Dabei unterstützen uns die attraktiven und innovativen Produkte unseres Herstellerwerks, welche die Bedürfnisse der Schweizer Kunden hervorragend abdecken, sowie unsere schlagkräftige Händlerorganisation.

4 — Der Genfer Autosalon hat als jährlich stattfindende internationale Messe eine sehr grosse Bedeutung – sowohl für die Schweiz als auch für das Ausland. Genf ist die ideale Plattform, um die Marke und ihre Produktinnovationen auf übersichtlichem Raum einem breiten Publikum zu präsentieren.

5 — Den Skoda Superb Combi Sport Line – diese spezielle Ausstattungslinie unseres Flaggschiffs Superb bietet ein temperamentvolles sportliches Exterieur und Interieur, eine besonders reichhaltige Ausstattung – unter anderem mit serienmässigem Sportfahrwerk oder optional erhältlichem adaptivem Fahrwerk – sowie je nach Motorisierung wahlweise 4×4- oder Frontantrieb. Der Superb Combi Sport Line begeistert durch sein ausdrucksstarkes Design ebenso wie durch seine herausragenden Fahreigenschaften, die in Verbindung mit den starken Motoren grossen Fahrspass bereiten.



Olivier Wittmann, Renault

1 — Am diesjährigen Autosalon enthüllt Renault gleich vier Schweizer Premieren: Das luxuriöse SUV Koleos mit kraftvollem Design, variablem

All-Mode-4×4-Allradantrieb, wegweisendem On-Board-Infotainment und grosszügigem Platzangebot; den vielseitigen Ein-Tonnen-Pick-up Alaskan; den überarbeiteten Kangoo Z. E. mit neuer Batterie und 270 km Reichweite und schliesslich den vollelektrischen Concept-Car Trezor, der schon in Paris alle Blicke auf sich gezogen hat. Ausserdem werden wir noch zwei weitere Überraschungen vorstellen, aber mehr darf ich Ihnen noch nicht verraten.

2 — Die Mobilität hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Der Klimawandel und der zunehmende Verkehr in den Städten und um die Städte herum haben die Automobilbranche stark beeinflusst. Der Trend geht somit in Richtung umweltschonende und vernetzte Autos. Beim Umweltthema geht es nicht ausschliesslich um Antriebe, denn zum Beispiel auch die Karosserieform, das Gewicht und die Reifen haben einen grossen Einfluss auf den Verbrauch und den Ausstoss der Fahrzeuge. Die Vernetzung der Autos ist besonders wichtig, denn sie sorgt für erhöhte Sicherheit und führt schlussendlich zum autonomen Fahren.

3 — Renault verfügt heute über die jüngste Modellpalette Europas und bietet das breiteste Angebot seiner Geschichte. Die 2012 von Laurens van den Acker eingeführte De-



Anziehungskraft: Renault-Concept-Car Trezor.

signlinie kommt sehr gut bei den Kunden an. Unsere Autos sind mit diversen Technologien ausgestattet, die es bei den meisten Konkurrenten jeweils nur im nächsthöheren Segment und mit Aufpreis gibt. Das Preis-Leistungs-Verhältnis ist somit (beinahe) unschlagbar.

4 — Der Genfer Autosalon ist für uns sehr wichtig, denn schliesslich ist es ja «unser» Salon – sozusagen ein Heimspiel. Aber auch international ist er von grosser Bedeutung, denn in Europa ist er der einzige internationale Salon, der jährlich stattfindet und an dem praktisch alle Hersteller zu finden sind. Und er hat zudem eine «humane» Grösse.

5 — Ich persönlich bin gerne etwas sportlicher unterwegs, da ich selber auch schon Ausdauerrennen gefahren bin. Dafür sind der Clio R. S. und der Megane GT meine perfekten Partner. Im Alltag fahre ich einen Renault Espace, da er mir vollen Komfort, viel Platz für meine Familie und einen hohen Grad an Technologie bietet und dabei sehr stylish aussieht.



Marcel Guerry, Mercedes-Benz

1 — Die E-Klasse-Familie erhält mit einem komplett neuen Cabrio ein neues Mitglied, das in Genf seine Weltpremiere feiert.

Aber auch aus dem Hause AMG dürfen sich die Besucher auf etwas ganz Spezielles freuen – mehr sei an dieser Stelle nicht verraten. Last, but not least wird unser Smart Electric Drive alle begeistern, die auf die Neuauflage des urbanen Elektroflitzers gewartet haben.

2 — Unser Unternehmen befindet sich mitten in der digitalen Transformation. Und auf dem Weg in eine erfolgreiche Zukunft als Mobilitäts-



Neuauflage: Mercedes' Smart Electric Drive.

dienstleister werden wir nicht nur Autos entwickeln, die für einen modernen Luxus stehen, sondern setzen auf vier entscheidende Kernfelder, kurz: CASE. Diese vier Buchstaben stehen für «Connectivity», «Autonomes Fahren», «Shared Services» und «Elektrifizierung sämtlicher Fahrzeuge».

3 — Das Ziel der Mercedes-Benz-Vertriebsstrategie sah vor, bis 2020 weltweit wieder die Nummer eins im Premium-Segment zu werden. Im globalen Kontext ist uns das bereits 2016 gelungen. Wir haben technisch exzellente Produkte und eine aussergewöhnliche Designsprache über sämtliche Kundensegmente, ein starkes und hochprofessionelles Vertriebsteam und ein hervorragendes Markenmomentum. Es gibt keinen Grund, warum es uns nicht gelingen sollte, auch in der Schweiz die Nummer eins zu werden.

4 — Unsere Marke ist seit 1905 dabei und hat viele legendäre Weltpremieren und Studien gezeigt. Da wir in der Schweiz keine Automobilproduktion haben, ist der Genfer Salon im Gegensatz zu anderen Messen quasi ein neutraler Platz. Die Hersteller lieben die Schweizer Präzision während des Aufbaus und des Betriebes. Die klaren Strukturen in den Hallen machen den Besuch für Hersteller und Besucher zu einem Vergnügen. Der Salon hat aufgrund seiner langen Historie eine einzigartige Strahlkraft nach aussen, bringt die Schweiz auf die internationale Pressebühne und macht beste Werbung für unser Land. Unterstrichen wird die Wichtigkeit der grössten Schweizer Messe jedes Jahr an der Eröffnung, welche durch den Bundesrat vollzogen wird.

5 — Ich habe nicht «ein Lieblingsauto». Ich habe das Privileg, dass ich regelmässig ein anderes Modell kennenlernen darf. Ich fahre gerne sportliche Autos. Ein V8-Motor mit dem unvergleichbaren Blubbern toppt dieses Erlebnis na-

türlich. Unser Metier lebt nach wie vor stark von Emotionen. Nach meinen ersten Passfahrten mit dem SLS AMG E-Cell freue ich mich aber genauso auf unsere kommenden elektrifizierten Fahrzeuggenerationen, die eine ganz neue Ära in der Automobilindustrie einläuten werden.



Donato Bochicchio, Audi

1 — Wir präsentieren zwei Weltpremieren. Zum einen ist es der RS 3 Sportback, jetzt unter anderem mit dem neuen Fünfzylinder-Motor, der 400 PS bietet.

Die zweite Weltpremiere enthüllen wir am ersten Pressetag. Es wird ebenfalls ein sehr sportliches Highlight sein. Des Weiteren hat der SQ5 3.0 TFSI in Europa seine Premiere, und das A5-Cabrio wird zum ersten Mal in der Schweiz der Öffentlichkeit vorgestellt.

2 — Der Trend geht weiterhin zum SUV. Für derartige Modelle erwarten wir weiterhin ein zweistelliges Wachstum. Und in der Schweiz bleibt nach wie vor der Allradantrieb sehr gefragt. Ausserdem stellen wir fest, dass die jungen Kunden sich nicht mehr auf ein Auto festlegen wollen. Im Sommer möchten sie ein Cabriolet fahren, im Winter einen SUV und zwischendurch vielleicht einen Sportwagen. Auf diese Veränderungen werden wir demnächst mit neuen Mobilitätskonzepten reagieren.

3 — Aufgrund unseres sehr guten und kompetenten Händler- und Servicepartner-Netzwerkes können wir schweizweit unsere Kunden positiv überraschen. Ausserdem haben wir 2017 eine rundum erneuerte Produktpalette.

4 — Der Automobilsalon in Genf ist eine der wichtigsten Messen weltweit. Das merkt man unter anderem daran, dass viele Marken dort ihre Weltneuheiten und nicht nur Concept-Cars vor-



5-Zylinder, 400 PS: Audi RS 3 Sportback.

stellen. Für uns hat sich Genf in den letzten Jahren als sehr gute Plattform erwiesen, um die Audi-Produktevielfalt zu präsentieren. Die Kunden kommen ausserdem mit der Audi-Markenwelt viel enger in Kontakt. Umgekehrt können wir dadurch auch deutlicher die Bedürfnisse der Kunden ermitteln. Des Weiteren bildet der Salon Genf immer den Startschuss in das Frühlingsgeschäft.

5 — Das kommt darauf an. Wenn ich mit meiner Familie unterwegs bin oder in die Ferien fahre, dann nehme ich gerne den Audi Q7. Für eine kleine Tour am Wochenende fahre ich sehr gerne den TT, und auf den A5 Sportback G-tron freue ich mich schon. Dann kann ich Nachhaltigkeit mit Komfort und Dynamik verbinden.



Roland Hüsser, Subaru

1 — Wir dürfen unseren kompakten Crossover Subaru XV in seiner zweiten Generation als Weltpremiere zeigen. Es wird unser erstes in Europa verfügbares Modell, welches auf der globalen Subaru-Plattform aufgebaut ist. Diese setzt neue Massstäbe in Sachen Verwindungssteifigkeit und Crash-Verhalten. In Zukunft werden alle neuen Subaru-Modelle diese Plattform nutzen.

2 — Ein zwar nicht neuer, aber immer noch aktueller Trend ist der Vierradantrieb. Auch 2016 wurde der Anteil an allen neu zugelassenen Fahrzeugen schweizweit einmal mehr gesteigert auf jetzt über 40 Prozent. Dem verstärkten Verkehrsaufkommen entsprechend werden auch Sicherheits- und Assistenzsysteme immer wichtiger.

3 — Mit dem Gesamtpaket von äusserst leistungsfähigen Allradsystemen und Top-Sicherheitsratings zu erschwinglichen Preisen.



Zweite Generation: Subaru XV.

4 — Der Salon in Genf ist vermutlich das wichtigste Schaufenster überhaupt für die weltweite Autoindustrie. Trotz der Tatsache, dass andere Exportmärkte für Subaru wirtschaftlich wesentlich bedeutender sind, bringt unser Hersteller immer wieder Weltpremieren nach Genf. Für die Schweizer Besucher ist es eine hervorragende Gelegenheit, um die geballte automobiler Entwicklung auf einer übersichtlichen Gesamtfläche bewundern und vergleichen zu können.

5 — Natürlich immer unser neuestes Subaru-Modell. Ich geniesse das Privileg, die immer wieder überraschenden Fortschritte einer junggebliebenen Industrie auszutesten.



Stephan Vögeli, Jaguar/Land Rover

1 — Auf Land-Rover-Seite feiert ein gutgehütetes Geheimnis seine Weltpremiere in Genf, der Range Rover Velar. Der Velar ist das neue und vierte Mitglied in der Range-Rover-Familie und nimmt ab Sommer 2017 den Platz ein zwischen Range Rover Evoque und Range Rover Sport. Wir sind überzeugt, dass der Velar genau den Geschmack von Herrn und Frau Schweizer treffen wird, was Exklusivität, Modernität und Eleganz angeht. Zudem zeigen wir den neuen Land Rover Discovery, den wohl vielseitigsten SUV auf dem Markt, welcher kurz nach dem Autosalon bei unseren Partnern

erhältlich sein wird. Mit dem «I-Pace concept» präsentieren wir den ersten rein elektrischen Jaguar in der Unternehmensgeschichte. Die innovative Konzeptstudie zeigt einen Ausblick auf die elektrische Zukunft von Jaguar, welche bereits im nächsten Jahr in Serie gehen wird. Zudem feiern wir dieses Jahr mit Jaguar das Neunzig-Jahr-Jubiläum in der Schweiz, das wir mit attraktiven Angeboten und Sondermodellen zelebrieren.

2 — Der Trend in Sachen Antrieb geht mittelfristig ganz klar in Richtung Elektrifizierung.

Ende Jahr werden wir zudem von einigen Modellen bereits eine Plug-in-Hybridvariante anbieten.

Mit der Markteinführung des ersten rein elektrischen Jaguars bereits Mitte des nächsten Jahres tragen wir diesem Trend Rechnung. Ende Jahr werden wir zudem auf einigen Modellen bereits eine Plug-in-Hybrid-Variante anbieten.

3 — Mit unserer «Britishness» und unserer Emotionalität! Vor allem bei Design und Innovation heben wir uns mit dem Jaguar und dem Land Rover von unseren Mitbewerbern ab. Egal, welches Modell und welches Antriebskonzept zur Wahl stehen, die Premium-Kundschaft möchte bei einem Autokauf immer ein emotionales Produkt erwerben, mit dem sie sich identifizieren und sich abheben kann.

4 — Für uns hat der Genfer Automobilsalon eine grosse Bedeutung. Unsere Mitbewerber aus Deutschland, Frankreich, Japan und den USA haben ihre eigenen grossen Motorshows und geniessen da jeweils einen Heimvorteil. In Grossbritannien fehlt eine grosse Motorshow, weshalb wir jeweils den Genfer Automobilsalon auswählen, um auf neutralem Boden die gros-



Exklusiv: Range Rover Velar.

sen Weltpremieren von Jaguar und Land Rover zu präsentieren. Wie beispielsweise bereits 1961 den legendären Jaguar E-Type. Für die Schweizer Automobilbranche ist Genf der wichtigste Anlass des Jahres, wo wir unsere Marken und Modelle rund 700 000 interessierten Besucherinnen und Besuchern zeigen können.

5 — Einen Land Rover Defender. Ohne die vielen modernen Assistenzsysteme fährt man das Auto wirklich noch selbst. Kupplung betätigen, Schlüssel drehen und selber schalten. Das ist Autofahren in Reinkultur und bietet eine schöne Abwechslung zu den modernen Autos von heute.



Christian Künstler, Toyota

1 — Unsere wichtigsten Neuheiten sind der neue Toyota Yaris und Toyota Yaris Hybrid sowie sein sportlicher Bruder, der Yaris GRMN mit über 210 PS. Zudem zeigen wir den neuen Prius-Plug-in-Hybrid zum ersten Mal in der Schweiz. Und für Technologie-Interessierte bieten wir die Konzeptstudie, der Toyota i-Tril mit Elektroantrieb.

2 — Wohin der Trend genau geht, kann wohl niemand mit Sicherheit sagen. Mit der Toyota-Vollhybridtechnologie liegen wir momentan jedoch gut im Kurs. Letztes Jahr verzeichneten wir



Innovativer Antrieb: Toyota Yaris Hybrid.

mit unseren Hybrid-Absätzen erneut ein Rekordjahr. In der Schweiz entschied sich 2016 bereits jeder zweite Toyota-Kunde für einen Personenwagen mit dem innovativen Antrieb. Dennoch sind wir der Meinung, dass sich künftig nicht nur eine Antriebstechnologie durchsetzt. Vielmehr wird es ein Zusammenspiel von vielen verschiedenen Technologien geben, abhängig von der Nutzung und dem Einsatzgebiet. Dazu gehören neben Fahrzeugen mit Hybrid-, Plug-in-Hybrid- oder Elektroantrieb natürlich auch mit Wasserstoff angetriebene Fahrzeuge wie der Toyota Mirai, der in Japan im Jahr 2014 auf den Markt kam.

3 — Mit unserem fundierten Know-how betreffend innovative Antriebstechnologien (speziell Hybrid), mit unserem Vorsprung bei den neuen Technologien, mit unseren Fahrzeugen höchster Qualität und Langlebigkeit, mit in der Schweiz sehr erfahrenen und auf den Kunden ausgerichteten Händlern und mit umfangreichen Service- und Garantie-Dienstleistungen.

4 — Für die Marke hat Genf eine enorme Bedeutung. Genf ist eine der weltweit beachtetsten Ausstellungen, wir nutzen diese Aufmerksamkeit, um unsere wichtigsten Studien zu testen, und feiern in Genf regelmässig Weltpremieren. In diesem Jahr ist der Genfer Salon für uns ein besonderes Highlight, da wir heuer das 50-jährige Bestehen von Toyota Schweiz feiern. Wir sind sehr stolz darauf, bereits so lange dabei zu sein. Ausserdem profitiert auch die Schweiz als Wirtschaftsstandort, da Besucher und Topmanager aus der ganzen Welt vor Ort sein werden.

5 — Zurzeit fahre ich am liebsten den Toyota-Neuling C-HR. Er bietet die mir momentan wichtigsten Kriterien: Hybridantrieb, agiles und dynamisches Handling sowie ein kantig-futuristisches Äusseres.

Aufgezeichnet von Philipp Gut



Weltmarktführer: Hitzeschild-Produktion bei Autoneum.

Industrie

Ein Volk von Autobauern

Schweizerische Automarken gibt es zwar keine mehr. Trotzdem sind viele Schweizer Unternehmen als Zulieferer, Maschinenbauer oder Hersteller von Komponenten für die Automobilbranche tätig.

Von Florian Schwab

Die Schweizer Industriegeschichte ist reich an namhaften Automobilherstellern: Berna, Felber oder Oswald sind einige der bekannteren Namen. Als letzter Hersteller produzierte Saurer in Arbon TG bis in die frühen achtziger Jahre noch Lastwagen. Der Verkauf an die Nutzfahrzeugsparte von Mercedes-Benz markierte zwar das Ende der Schweizer Automarken, nicht aber das Ende der Schweiz als Nation von Autobauern. Auch wenn kein schweizerisches Logo mehr auf der Motorhaube oder auf dem Kühlergrill prangt, so verbirgt sich darunter doch oftmals Schweizer Hochtechnologie. Zehn Schweizer Auto-Champions:

Sika, Baar ZG — Geschätzte fünf Prozent seines Umsatzes (2016: 5,75 Milliarden Schweizer Franken) bestreitet das Chemieunternehmen

in der Automobilindustrie. Gemäss eigenen Angaben kommen weltweit in jedem zweiten Auto Produkte von Sika zum Einsatz. Die wichtigsten Anwendungsbereiche sind das Verkleben von Komponenten und die Schalldämmung. Die Produkte von Sika unterstützen dabei die Leichtbauweise, was aus Umweltschutz- und Effizienzüberlegungen heute als zentral gilt.

Autoneum, Winterthur ZH — Das Unternehmen mit Sitz in Winterthur, zu dessen bedeutendsten Aktionären die Industriellen Michael Pieper und Peter Spuhler gehören, gilt als global führender Anbieter von Schall- und Wärmedämmungen bei Autos. Die betriebswirtschaftliche Entwicklung seit 2012 vermag zu überzeugen: Der Umsatz stieg von 1,94 Milliarden Franken auf 2,15 Milliarden,

derweil der Nettogewinn sich von 29,6 auf 133,8 Millionen Schweizer Franken mehr als vervierfachte.

SFS, Heerbrugg SG — Das Unternehmen fertigt als zertifizierter Entwicklungs- und Produktionspartner der Automobilindustrie Präzisionsformteile aus Metall oder Plastik. Diese finden in etlichen Bereichen im Auto Verwendung, vom Airbag über den Motor bis hin zu den Bremssystemen. Ein weiteres Beispiel sind hochwertige Lautsprecherblenden, die etwa bei BMW zum Einsatz kommen.

Baumann Federn, Rüti ZH — Baumann Federn (englisch Baumann Springs) ist seit mehr als 130 Jahren familiengeführt. Gemäss eigener Beschreibung ist der Federnhersteller spezialisiert auf «sicherheitsrelevante und hoch-

präzise Teile ausgewählter Anwendungen». Im Auto kommen die Baumann-Federn an vielen Stellen zum Einsatz, so in Antriebs- und Bremssystemen. Der jährliche Umsatz beträgt rund 170 Millionen Franken.

Ems-Chemie, Domat/Ems GR — Bereits sechs Mal in Folge hat die Ems-Chemie von General Motors die Auszeichnung «Supplier of the Year» (Zulieferer des Jahres) erhalten. Das von Magdalena Martullo-Blocher geleitete Unternehmen stellt hochspezialisierte Kunststoffe her. Rund fünfzig Prozent des Nettoumsatzes von 1,98 Milliarden Franken im Jahr 2016 erzielte die Firma in der Automobilindustrie. Das eindruckliche Wachstum in den letzten Jahren ist teilweise auch darauf zurückzuführen, dass in modernen Automobilen immer mehr Metallteile durch Kunststoffkomponenten ersetzt werden, was das Gewicht reduziert.

Brusa Elektronik, Sennwald SG — Elektrische Antriebssysteme sind das Spezialgebiet des 1985 gegründeten Unternehmens. Die Ölkrise in den frühen 1980er Jahren war für den Ingenieur Robert Brusa der Anlass, um sich mit alternativen Antriebstechnologien zu befassen. Die Produkte von Brusa kommen in allen Bereichen des Elektroantriebs zum Einsatz: vom Motor über die Ladegeräte («das schnellste On-Board-Ladegerät der Welt») bis hin zum Steuerungssystem. Zu den Kunden gehören namhafte Hersteller wie Daimler, General Motors, die Volkswagen-Gruppe und BMW. Im Auftrag von Daimler und BMW tüfelt das Unternehmen derzeit an einer induktiven Ladestation, mit der sich Elektroautos ohne Kabel aufladen lassen. Hundertzwanzig Personen sind bei Brusa beschäftigt – fast doppelt so viele wie vor fünf Jahren.

Feintool, Lyss BE — Komponenten von Feintool sucht man auch unter der Motorhaube vergebens – das weltweit agierende Technologieunternehmen stellt mechanische und hydraulische Feinschneidpressen her, die im Fahrzeugbau zum Einsatz kommen. In diesem Bereich gilt Feintool als Weltmarktführer. Anspruchsvolle Autokomponenten aus Metall werden mit Maschinen und Technologien von Feintool hergestellt, so beispielsweise Motor- und Getriebeteile oder Schlosskomponenten. Für das Jahr 2016 lässt das Unternehmen ein zweistelliges Umsatzwachstum erwarten. Feintool beschäftigt weltweit rund 2200 Mitarbeiter.



Die Branche erwirtschaftet einen Umsatz von rund neun Milliarden Franken.

Komax, Dierikon LU — Die Komax-Gruppe profitiert von zwei wichtigen Trends: der Automatisierung von Produktionsprozessen und der zunehmenden Elektronisierung des Automobils. Komax stellt vollautomatische Kabelverarbeitungssysteme her, unter anderem für die Automobilindustrie. Gegen achttausend Meter Kabel stecken heute in einem handelsüblichen PKW. Sie müssen geschnitten, isoliert und mit den notwendigen Kontakten versehen werden. Im Jahr 2015 erzielte die Firma einen Umsatz von 368 Millionen Franken. Für 2016 wird ein erfreuliches Wachstum erwartet.

Reishauer, Wallisellen ZH — Das Unternehmen beliefert die Produktionsstätten praktisch aller namhaften Autohersteller mit Hochpräzisionsschleifgeräten für Kupplungsscheiben. Die Kupplung ist eines der mechanisch am stärksten beanspruchten Teile im Automobil. Für eine einwandfreie Schaltung ist eine Präzision im Bereich von Millimeterbruchteilen gefragt. Die Unternehmensgeschichte lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen: Im Jahr 1788 gründete Hans Jakob Däniker eine Zeug- und Zirkelschmiede.

Swissflock, Emmenbrücke LU — Das Beflocken ist ein technisches Verfahren, um gewisse Oberflächeneigenschaften zu erreichen wie etwa das Abweisen von Wasser oder Schmutz. Dabei werden die Kunststofffasern («Flocken») auf ein mit Klebstoff beschichtetes Objekt aufgetragen und innerhalb eines elektromagnetischen Feldes in der gewünschten Weise ausgerichtet. Nach eigenem Bekunden stellt das Traditionsunternehmen Swissflock die Flocken für siebenzig Prozent der «beflockten» Flächen in der globalen Automobilindustrie her.

Diese zehn Unternehmen stellen lediglich einen Ausschnitt aus dem Branchenspektrum dar. Die geschäftliche Entwicklung für 2016 sieht durchwegs erfreulich aus. Es sind noch rund 310 weitere Schweizer Firmen in der Autoindustrie tätig. Dies geht aus der letzten umfassenden Analyse der Schweizer Autozuliefererindustrie aus dem Jahr 2013 hervor. Gemäss Erhebungen der Ökonomin Anja Schulze erwirtschaftet die Branche mit rund 24 000 Mitarbeitern einen kombinierten Umsatz von rund neun Milliarden Franken. Für das Jahr 2018 kündigt Anja Schulze eine Aktualisierung der Studie an. Eine zentrale Frage dabei wird sein, wie sich der starke Franken auswirkt hat. ○

Markt

Sinnvoller Deal

Wie der Ex-Automanager Bob Lutz den Verkauf von Opel an Peugeot analysiert.

Hat da jemand «America first» gesagt? Mit dem Verkauf von Opel/Vauxhall an die französische Gruppe PSA Peugeot Citroën für 1,3 Milliarden Euro zieht sich General Motors komplett aus der europäischen Autoherstellung zurück. Warum dieser drastische Schritt? Bob Lutz, langjähriger Schweizer Spitzenmanager in der amerikanischen Autoindustrie, nimmt kein Blatt vor den Mund: «Opel war ein ewiger Loser», sagte er gegenüber der *Washington Post*. Der ehemalige Entwicklungschef von GM meinte, die Businesspläne von Opel und der britischen Automarke Vauxhall hätten seit je einem Eishockeyschläger geglichen, bei dem das rechte Ende immer wieder die bevorstehende Gewinnsteigerung darstellte. Nur sei der Schläger immer länger geworden, dessen Ende dabei stets etwas mehr nach rechts gerückt – nennenswerte Gewinne seien Zukunftshoffnung geblieben und nie in der Kasse gewesen.

Auf Nachfrage der *Weltwoche* sieht Bob Lutz den Rückzug von GM als Teil einer grösseren und längst überfälligen Strategie: General Motors sei dabei, sämtliche unrentablen Geschäfte abzustossen, die das Unternehmen teilweise über Jahrzehnte mit sich geschleppt habe. Der Rückzug aus dem Russlandgeschäft neulich sei ein Hinweis darauf.

Was ist also schiefgelaufen bei GM in Europa? Laut Lutz hat es das Unternehmen verpasst, eine Nutzfahrzeugsparte aufzubauen. «Da hat GM vor dreissig Jahren den Anschluss verloren.» Im Gegensatz dazu war der US-Konkurrent Ford erfolgreich, dessen Transporter Ford Transit eine wichtige Geschäftsgrundlage bildete: «Als ich Europachef von Ford war, kamen praktisch alle Gewinne aus der Transitlinie.» Um dieses Geschäft aufzubauen, wären bei Opel nun Milliarden nötig gewesen.

Bob Lutz erwartet, dass PSA Peugeot Citroën genau in dieses Feld expandieren werde. Der französische Konzern habe hier eine etablierte Produktlinie, die er neu auch unter den Marken Opel und Vauxhall verkaufen könnte. In der neuen Struktur würden «Opel und Vauxhall zu einer Quelle der Profitabilität, wie sie für GM unerreichbar war».

Lutz hofft, dass sich GM vertraglich einen Technologiezugang im Bereich der Kleinwagen bewahrt habe, wo die neue PSA Opel stark sei. Zudem erwartet er, dass General Motors auch wieder damit beginnt, seine amerikanischen Marken nach Europa zu exportieren: Cadillac, Chevrolet und vielleicht sogar GMC. (fsc)

«Es wird keine Eigentümer mehr geben»

Frank M. Rinderknecht ist der Querdenker der Branche. Hier spricht er über fahrende Gärten, die IT als Feind des Autos und über die Zukunft der Mobilität. *Von Philipp Gut*

Er ist der Paradiesvogel am Genfer Autosalon, und dies bereits zum 39. Mal. Frank M. Rinderknecht ist mit seinem Unternehmen Rinspeed in der Tuning-Szene gross geworden, hat in den letzten Jahren aber mit ausgefallenen Erfindungen von sich reden gemacht. 2008 präsentierte er das erste tauchende Auto der Welt. Vier Jahre zuvor hatte er mit einem Tragflügelauto den Ärmelkanal überquert. Manche seiner Erfindungen sind Standard geworden, etwa das Multifunktionslenkrad. Sein Interesse gilt heute der umweltschonenden Mobilität. Wer wissen will, wie wir uns in der Welt von morgen bewegen werden, muss zu Rinderknecht an den Strubenacher in Zumikon fahren.

Sie stellen am Genfer Autosalon Ihr neues Modell «Oasis» vor, «einen rollenden Kleingarten für den Grosstadtchungel». Ist das noch ernst oder schon höherer Unsinn?

Es hat durchaus einen ernsten Hintergrund. Wir wollen damit aufzeigen, dass wir in Zukunft nicht nur eine Verschmelzung der Mobilität mit IT haben werden, sondern auch eine Verschmelzung der Mobilität mit Lebensräumen. Ich kann mir nämlich vorstellen, dass der Sitz Ihres Porsche nicht sehr bequem ist. Gemeinhin identifiziert man den Lebensraum mit dem Wohnzimmer, und wir machen jetzt den Transfer vom Wohnzimmer zum Auto und bauen ein minimalistisches Interieur mit einem Sessel, Holzboden, einem Sideboard mit Fernseher – und eben auch mit Pflanzen. So schaffen wir eine kleine Oase.

Sie haben ein Flair für verrückte Ideen, aber ein Blumentopf im Auto – wie kann man da noch dynamisch unterwegs sein?

Sie sind jetzt durch Zürich gefahren, das war sicher unheimlich dynamisch... Damit sind wir beim Thema: Wir müssen Mobilität neu denken. Meine Fahrzeuge sollen Inspirationsquelle sein für die Autoindustrie und eine Plattform für unsere Partner, mit denen wir sie gemeinsam herstellen.

Wie hoch sind die Entwicklungskosten Ihres neuesten Modells?

Nur schon der Antriebsstrang der deutschen Firma ZF kostete – als Entwicklungsanfertigung – eine Million Euro. Insgesamt reden wir von einem Vier-, Fünf-Millionen-Euro-Projekt. Ich glaube, die Zukunft der Automobilwirtschaft wird partnerschaftlich sein.

Gilt das auch für die grossen Konzerne, die schon sehr breit aufgestellt sind?



«Kleine Oase»: Unternehmer Rinderknecht.

Die Herausforderungen für die grossen Hersteller werden erst noch kommen.

Die Stichworte der Entwicklung heissen «Elektrifizierung», «Vernetzung», «autonomes Fahren». Da ist die Branche schon längst mit Hochdruck dran. Wo sehen Sie denn noch neue Herausforderungen?

Nehmen wir das automatisierte Fahren. Die Autoindustrie funktioniert heute *top-down*. Mercedes etwa beginnt mit dem automatisierten Fahren bei der S-Klasse, und in dreis-

sig Jahren ist es in jedem Auto Standard und kostet nichts mehr – wie heute die Klimaanlage oder das ABS. Jetzt reden wir aber von einem neuen Zeitalter. Automatisiertes Fahren ist IT. Das Durchschnittsalter eines Autos in Deutschland und in der Schweiz beträgt neun Jahre. Mit einem neunjährigen PC können Sie aber nichts mehr anfangen. Bei den Autos wird nicht nur die Software, die Sie ja erneuern können, sondern auch die Hardware nach wenigen Jahren völlig veraltet sein. Mit Ihrem Auto wollen Sie aber 200 000 bis 250 000 Kilometer fahren. Das geht nicht zusammen. Die IT ist der Feind des Autos.

Wie sieht Ihre Lösung aus?

Es kann nur eines geben: die Mehrfachnutzung. Wenn wir das Auto teilen, können wir es nach drei Jahren ausrangieren. Das ist eine völlig neue Vorgehensweise bei der Implementierung von Technologien.

Sie wollen eine Art Mobility für alle?

Ich sage jetzt etwas, was Sie als Porsche-Fahrer nicht so lieben werden: 95 Prozent unserer Fahrten sind Nutzfahrten, fünf Prozent sind zum Spass. Das Schöne an einem Porsche ist, dass er beides verbindet.

Vielleicht werden Sie in Zukunft ja an ganz anderen Dingen Spass bekommen als am Fahren: etwa an einem schönen Bildschirm, auf dem Sie Netflix schauen können.

Sie halten mich für einen Vertreter der automobilen Steinzeit.

Ein bisschen schon. Ich habe meiner Tochter nach der Fahrprüfung einen Fiat Abarth geschenkt. Kürzlich kam sie zu mir und legte den Schlüssel auf den Tisch: Sie brauche kein Auto mehr. Auch andere Junge in der Stadt denken so.

Wagen wir einen Blick in die Zukunft: Wie fahre ich in zwanzig Jahren von der Hardturmstrasse zu Ihnen an den Strubenacher?

Sie werden sich Ihre Mobilität à la carte auswählen, aus einem Mix von Mobilitätsträgern. Sie nehmen, was am schnellsten, einfachsten, billigsten ist. **Wie werden die Besitzverhältnisse aussehen?**

Ich kann mir gut vorstellen, dass es gar keine Eigentümer mehr geben wird.

Ich würde eine Wette abschliessen, dass nicht mehr die Autohersteller die Betreiber sein werden. Es müssen Firmen sein, die sehr gross sind, ihre Kunden gut kennen und die Logistik können. Es gibt zwei Firmen auf der Welt, die diese Voraussetzungen haben: Alibaba und Amazon. Denn worin besteht schon der Unterschied, ob ich ein Päckchen oder den Herrn Gut in der Welt herumschicke?

Konzerne wie Audi arbeiten bereits an ähnlichen Sharing-Modellen.

Sie werden aber keine Chance haben. Ich will doch nicht auf Audi warten, wenn ich sofort Uber mit einem Kia habe. Ich will doch ganz einfach schnell sein.

Wie komme ich denn konkret zum Fahrzeug?

Das Fahrzeug kommt zu Ihnen! Natürlich ohne Chauffeur.

Das setzt ein total vernetztes digitales System voraus. Klingt das nicht ein bisschen nach schöner neuer Big-Brother-Welt?

Das haben Sie zum Teil heute schon. Städte wie Stuttgart bestimmen an gewissen Tagen: «Entweder du fährst mit einem Euro-6-Motor, oder du bleibst zu Hause.» Sie können diese Entwicklung nicht aufhalten. Ich sehe es als wahrscheinliches Szenario, dass der Mensch einmal gar nicht mehr selber lenken darf.

Wie wird es mit der Elektrifizierung weitergehen?

Das Schlüsselthema sind die Erneuerbaren. Wir können einfach alles verbrennen, und dann haben unsere Enkel nichts mehr. Oder wir können jetzt mit einer noch relativ gros-

«Sie nehmen, was am schnellsten, einfachsten, billigsten ist.»

sen Komfortzone etwas unternehmen. Heute ist der Strom die beste erneuerbare Energieform. Beim Biogas kommen Sie in die «Food for Fuel»-Diskussion hinein. Aber ich würde nicht ausschliessen, dass es dereinst noch viel bessere erneuerbare Energien geben wird.

Die Öko-Bilanz von Elektroautos ist allerdings nicht über alle Zweifel erhaben.

Absolut richtig. Wenn Sie etwa an den Kohlestrom denken, ist sie schlechter als bei einem Verbrennungsmotor. Aber ist es besser, alles zu verbrennen und dann erst weiterzuschauen?

Sie kommen aus der Tuning-Szene und sind heute ein grüner Vordenker.

Ich bin nicht radikal und habe überhaupt keinen Anspruch, die Welt zu verändern. Ich habe nur ein Ziel: Ich möchte den Leuten ein paar Anstösse mit auf den Weg geben, die sie zum Nachdenken anregen. Der Wandel fand bei mir aus Not und nicht aus Tugend statt. Als wir 2000 das Auto für den Genfer Salon des nächsten Jahres planten, präsentierte Bugatti einen Wagen mit 1001 PS. Wäre ich ein paar Monate später mit einem Auto mit 700 PS gekommen, dann hätten Sie nur gegähnt. Ich lernte damals Walter Schmid von Kompogas kennen, und wir wollten gemeinsam etwas komplett anderes machen. So bauten wir ein Auto, das zwar heiss aussieht, aber 120 Kompogas-PS hat. Zu meiner Überraschung waren Industrie und Presse begeistert. ○

Markt

Was Frauen wollen

Auch wenn die beiden Geschlechter beim Autokauf unterschiedliche Wünsche hegen, setzen die Hersteller zunehmend auf Unisex-Werbung. Das ist klug.



Sicherheit, Verbrauch, Funktionalität.

Einer Studie zufolge kaufen 52 Prozent der Frauen ein Produkt, weil ihnen die darin porträtierte Frau gefällt», sagt Pam Hügli, deren Agentur Serviceplan Suisse die Vermarktung für die BMW Group in der Schweiz übernimmt. «Dabei handelt es sich überwiegend um authentische, erfolgreiche Frauen, die mitten im Leben stehen.» Hügli deutet damit an, was Umfragen bestätigen: Frauen achten beim Autokauf weniger als Männer auf technische Spielereien und PS. Ihnen ist wichtiger, wie sich ein Auto anfühlt, welches Lebensgefühl es transportiert.

Laut einer Marktforschungsstudie von 2012 sind es vor allem die Männer, die sich intensiv über Autos informieren und die Websites der Hersteller studieren. Frauen kaufen ein Auto seltener aus der puren Lust heraus, sondern eher, weil sie eines brauchen. Vor dem Kauf fragen sie häufig Männer um Rat.

Lieber SUVs als Sportwagen

Die zwei obersten Prioritäten beim Kauf sind für beide Geschlechter gleich: Im Verbrauch soll das Fahrzeug günstig sein, ausserdem ist Sicherheit zentral. Gemäss der Studie haben Männer und Frauen erst bei der Ausstattung unterschiedliche Ansprüche: Während Männer auf die Qualität der Klima- und der Freisprechanlage achten, auf das Soundsystem und die

technische Sonderausstattung, sind den Frauen die Funktionalität und die Grösse der Ablageflächen im Wageninneren wichtig. Auch das Volumen des Kofferraums sowie die Einparkhilfe haben für Frauen eine grössere Bedeutung als für Männer. Das liegt wohl auch daran, dass Frauen öfter mit dem Auto Grosseinkäufe erledigen und Kinder chauffieren. Überraschenderweise kam eine Umfrage unter Frauen über fünfzig Jahren im Jahr 2015 zu dem Ergebnis, dass nur 4 Prozent von ihnen auf das Aussehen des Autos achteten. Weniger überraschend dagegen: Für nur 18 Prozent der Frauen spielt Schnelligkeit eine Rolle.

Unterm Strich wünschen sich viele Männer also ein schnelles und schönes Auto, Frauen hingegen eher eines, das praktisch und günstig ist. Bei Sportwagen bilden nach wie vor Männer die Mehrheit der Käufer, während man im Kleinwagensegment die meisten Käuferinnen findet. Im Luxusbereich sind Frauen eher für praktische SUVs als für die kleinen Flitzer zu haben.

Allen unterschiedlichen Vorlieben der Geschlechter zum Trotz schrecken die Autohersteller vor Werbestrategien zurück, die gezielt Männer oder Frauen ansprechen. «Eine gute Werbung ist eine gute Werbung. Und dann spricht sie Männer wie Frauen an», sagt Oliver Peter, der die Kommunikation der BMW Group in der Schweiz leitet. «Sowohl beim Design als auch bei der Werbung sind wir der Identität der Marke treu, ohne dabei auf Konzepte wie männlich und weiblich grossen Wert zu legen», so Christiane Lesmeister, Pressesprecherin der Porsche Schweiz AG. «In der Werbung werden Mann und Frau in der Regel gleichermassen angesprochen – im Produktmarketing stehen beide Geschlechter im Fokus, angepasst auf das jeweilige Modell», sagt Livio Piatti, Marketingleiter von Audi in der Schweiz.

Das hängt einerseits damit zusammen, dass die Mehrheit der Käufer bei den deutschen Automarken nach wie vor männlich ist. Und die Prägung eines Modells als «Frauenauto» schreckt laut Experten selbst Frauen als Käuferinnen ab. Spezifisch um männliche Kunden zu werben, wäre aber ebenfalls unklug: Frauen sind auch in der Männerdomäne Auto kräftig am Aufholen. In den letzten dreissig Jahren hat sich die Anzahl weiblicher Käuferinnen in den Industrienationen mehr als verdoppelt. Im Jahr 2014 waren in den USA zudem erstmals mehr Frauen als Männer im Besitz eines Führerscheins. *Claudia Schumacher*

Giulio Pastore

Der Maserati-Europa-Chef erklärt, weshalb seine Marke in harten Zeiten mehr teure Autos verkauft.

Von Mark van Huisseling

Wie wird das Jahr 2017 für Maserati in Europa? – «Es hat gut angefangen, und das haben wir dem Levante zu verdanken [dem ersten Sport Utility Vehicle – SUV – der Marke, einem sportlichen, begrenzt geländetauglichen, fünftürigen Auto, das ungefähr seit September 2016 verkauft wird; lesen Sie den separaten Artikel dazu]. Wir sind zufrieden, denn dank dem Levante decken wir jetzt den gesamten Luxusfahrzeugmarkt ab, zuvor haben wir nur 50 Prozent dieses Markts abgedeckt. SUVs sind wichtig im Luxusautomarkt – ihr Anteil wächst zurzeit zweistellig [gegen zwölf Prozent jährlich].» – «In der Schweiz war 2016 das bisher beste Jahr für Maserati, gemessen an den verkauften Stückzahlen [783 Autos, davon 387 Ghibli, das kleinste und preisgünstigste Modell, ab 72 250 Franken], 2017 soll noch besser werden – wie sieht es in ganz Europa aus?» – «Es sieht gleich gut aus, wir haben vergangenes Jahr etwa 8600 Autos verkauft in Europa, dieses Jahr werden es mit Sicherheit mehr sein. Wir werden in jedem einzelnen Land wachsen, weil, wie gesagt, wir 2016 den Levante erst wenige Monate im Angebot hatten.»

Giulio Pastore, 44, ist General Manager Maserati Europe, das heisst, der Italiener ist verantwortlich für die Marke in Europa. Das Unternehmen, das zu Fiat Chrysler Automobiles gehört, stellt sportliche, dennoch komfortable Fahrzeuge her, sogenannte Gran-Turismo-Modelle, und hat eine lange Tradition – die Marke wurde 1914 in Bologna gegründet –, in den 1950er Jahren war sie im Rennsport erfolgreich. Vergangenes Jahr wurden im Ganzen rund 42 000 Fahrzeuge ausgeliefert, davon 40 Prozent in Amerika, dem wichtigsten Markt, gefolgt von China. Innerhalb Europas werden am meisten Maseratis in Italien verkauft, etwa 2000 Stück jährlich. Dieses Gespräch fand vergangene Woche im neueröffneten Maserati-Showroom am Utoquai in Zürich statt. Dieser befindet sich im Amag-Stammhaus; das Unternehmen, das etwa Autos von Volkswagen importiert und verkauft, ist neu der Maserati-Vertriebspartner.

«Interessant, dass Maserati mehr teure Autos verkaufen kann in Europa – in Grossbritannien sind die Konsumenten verunsichert wegen des Entscheids der Stimmbürger, dass das Königreich aus der EU austreten soll, und importierte Güter haben sich in der Folge um rund 20 Prozent verteuert. In Deutschland und Frankreich läuft die Wirtschaft nicht besonders gut, in Italien und Spanien schlechter ...» –



«Gran-Turismo-Erlebnis»: Maserati-Manager Pastore, 44.

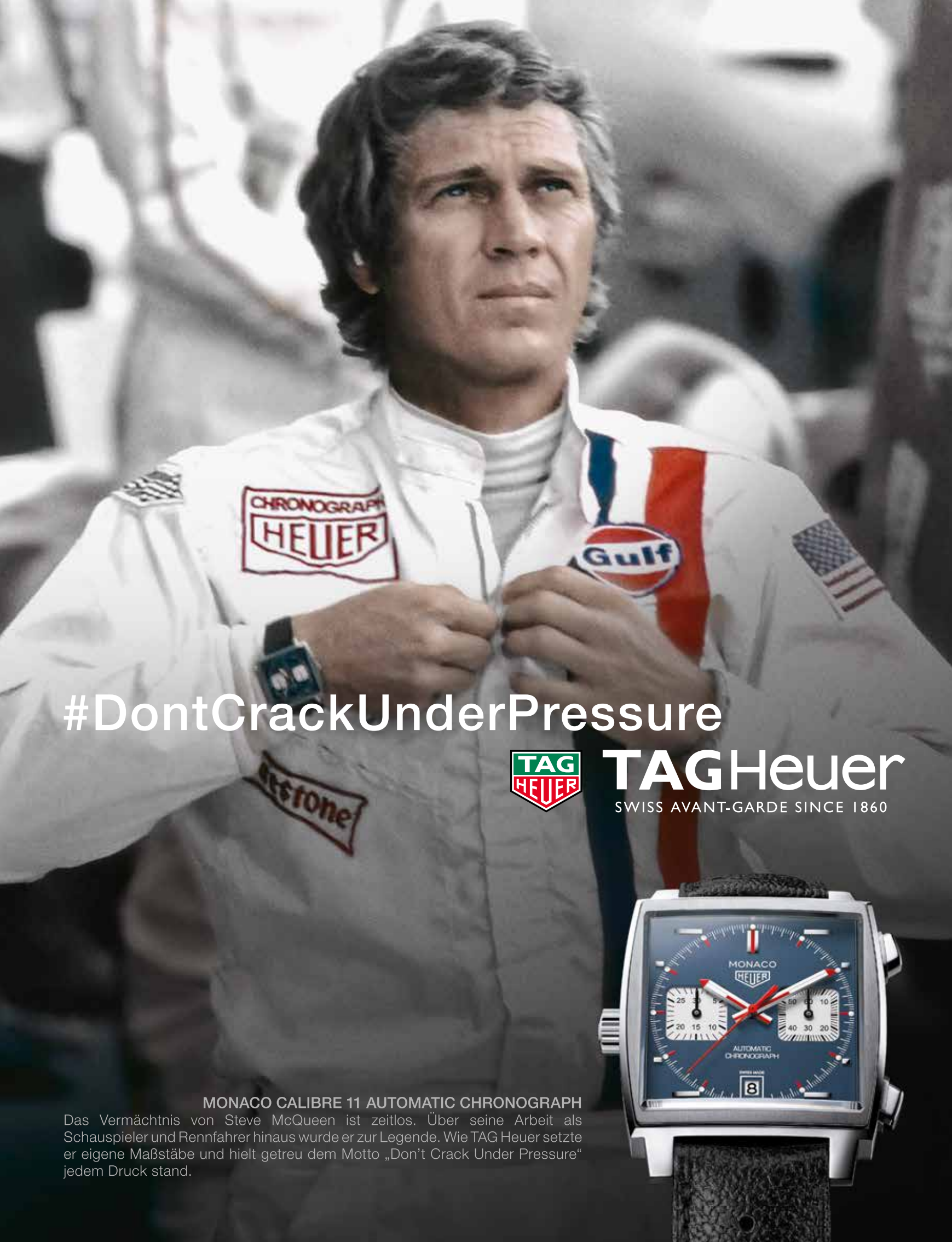
«Richtig, Maserati wächst nicht, weil die Kunden grundsätzlich mehr Geld für Autokäufe zur Verfügung haben, sondern weil wir attraktive neue Modelle zu guten Preisen anbieten. Natürlich gibt es, trotz Problemen, immer noch viele Leute, die sich ein neues Auto leisten können – und von denen entscheiden sich immer mehr für einen Maserati.» – «Was sind Gründe, sich für einen Maserati zu entscheiden, in einem Satz?» – «In einem Maserati sind Luxus, Komfort und Sportlichkeit perfekt vereint.

Zudem ist das Design hervorragend, und der Kunde kauft sich Exklusivität; Maserati bietet das Gran-Turismo-Erlebnis.» – «Das sind alles *soft factors*; Maseratis sind also nirgends die schnellsten, stärksten oder sparsamsten Autos ihrer Kategorie?» – «Ich hätte nicht nur *soft factors* aufzählen müssen. Der Quattroporte GTS zum Beispiel ist mit seiner Spitzengeschwindigkeit von 310 km/h der schnellste Sedan [viertürige Limousine].»

Die nächste Überraschung

«Ich hatte einen Maserati 3200 GT, ein fantastisches, aber launisches Auto; jetzt fahre ich einen Porsche 911 Carrera 4, ein fantastisches Auto ohne Launen. Weshalb sollte ich wieder Maserati-Fahrer werden?» – «Weil Sie, so sieht es aus, den neuen Maserati Gran Turismo noch nicht gefahren haben. Ihr GT 3200, mit Respekt, ist ein Auto, wie es von Maserati heute nicht mehr hergestellt wird [Baujahr war 2001]. Ich bin seit 2006 bei Maserati, die Evolution, die die Marke seither durchgemacht hat, ist grossartig. Die Autos, die früher produziert wurden, lassen sich nicht vergleichen mit den heutigen Maserati-Modellen.» – «Hat Maserati bei der Qualität gewonnen und beim Charme und beim Cachet verloren?» – «Ich denke nicht, dass Maserati-Modelle heute weniger Charme versprühen als früher. Und ich bin ziemlich sicher, dass unsere Kunden nach wie vor eine Beziehung zu ihren Autos entwickeln. Eine Beziehung, wie man sie zu Fahrzeugen anderer Marken, zum Beispiel aus Deutschland, vielleicht nicht hat.»

«Die Mehrheit der Verantwortlichen von hochpositionierten Marken will ihre Autos noch höher positionieren, noch exklusiver machen. Maserati geht in die andere Richtung und bedient mit dem Levante oder dem Ghibli nicht mehr Luxus-, sondern Premiumkunden. Weshalb?» – «Wenn man, sagen wir, 5000 Autos im Jahr verkaufen will, kann man ganz nach oben gehen. Weil man sowieso Unterstützung von einem Konzern oder von anderswoher braucht. Wenn man dagegen, wie Maserati, finanziell unabhängig von der Gruppe und profitabel sein will, muss man höhere Stückzahlen verkaufen. Aber unsere Marke, mit gut 40 000 verkauften Autos jährlich, lebt immer noch in einer ziemlich exklusiven Welt.» – «Was werden Sie als Nächstes tun mit Maserati?» – «Wir haben ziemlich viel getan in den vergangenen Jahren, denke ich. Nun konsolidieren wir das erst mal. Was aber nicht heisst, dass Maserati seine Fans nicht schon bald wieder überraschen wird.»



#DontCrackUnderPressure



TAG Heuer

SWISS AVANT-GARDE SINCE 1860



MONACO CALIBRE 11 AUTOMATIC CHRONOGRAPH

Das Vermächtnis von Steve McQueen ist zeitlos. Über seine Arbeit als Schauspieler und Rennfahrer hinaus wurde er zur Legende. Wie TAG Heuer setzte er eigene Maßstäbe und hielt getreu dem Motto „Don't Crack Under Pressure“ jedem Druck stand.

Nüchterne Technik

«Öko» im Transportbereich wird mit Elektromobilität gleichgesetzt. Das grösste Potenzial auf dem Weg zu umweltfreundlicheren Autos liegt indes darin, Verbrennungsmotoren weiterzuentwickeln.



Entwicklung eines hocheffizienten Erdgas-Diesel-Motors: ETH-Präsident Lino Guzzella (l.) mit Doktorand.

Es gibt heute kaum mehr einen Autohersteller, der nicht durch E-Mobile und Hybridfahrzeuge auffallen will. Deren Entwicklung bindet grosse Ressourcen der Industrie. «Firmen, die nicht als umweltfeindlich gelten wollen, müssen Elektroautos anbieten», sagte etwa Motorenentwickler Christopher Onder von der ETH Zürich im *Magazin*. «Darum haben sie kaum Kapazitäten für andere Ansätze.» Doch die Formel «Elektroantrieb gleich schadstofffrei» ist falsch. Laut einer Studie des deutschen Umwelt- und Prognose-Instituts (UPI) verursacht ein E-Mobil in Deutschland fast gleich viel CO₂ wie ein Benzin- oder Dieselauto. Denn der Strom für den Antrieb der Elektrofahrzeuge wird zu einem hohen Prozentsatz mittels Kohlekraft produziert. In der Schweiz wird der Strom zwar weitgehend CO₂-frei erzeugt. Würde aber der Verkehr im grossen Stil elektrifiziert, müssten zusätzliche Elektrizitätsquellen erschlossen werden – und diese wären mit hoher Wahrscheinlichkeit fossil. Denn die Wasserkraft weist hierzulande kaum mehr Ausbaupotenzial auf. Wind- und Solarstrom umgekehrt fallen unregelmässig an und kommen als zuverlässige Energiequellen kaum in Frage.

Dennoch dominieren im öffentlichen Diskurs Abgesänge auf den Verbrennungsmotor. Seit die Abgasmanipulationen bei VW bekanntgeworden sind, hat insbesondere der

Dieselantrieb viel von seinem Ruf als ökologische Alternative zum Benzinantrieb eingebüsst. Dabei geht vergessen, dass der Verbrennungsmotor laufend effizienter und damit umweltschonender wird. «Zuletzt hatten wir alle zehn Jahre eine CO₂-Reduzierung um rund 11 Prozent, trotz deutlich höherer Fahrzeuggewichte», sagte Fritz Indra, Wiener Professor für Motorenentwicklung, im Technikmagazin *VDI-Nachrichten*.

Der Trick mit den Zylindern

Das grösste Potenzial für weitere Einsparungen liegt jedenfalls in nüchterner Motorbautechnik. Einerseits suchen Ingenieure unentwegt nach technischen Tricks, um den Treibstoffverbrauch zu senken. Dazu zählt etwa die Zylinderabschaltung: Solange ein Fahrzeug nicht volle Leistung benötigt, kann ein Teil der Zylinder stillgelegt werden. So lassen sich unter Umständen mehr als 10 Prozent Treibstoff einsparen. Auch ein geringerer Motorenhubraum senkt den Verbrauch. Im letzten Herbst hat Infiniti, die Luxusmarke von Nissan, einen ersten Serienmotor mit variabler Verdichtung präsentiert. Dessen Verdichtungsverhältnis im Zylinderraum lässt sich stufenlos verändern, je nach Belastung des Motors – was ebenfalls zu mehr Effizienz führt. Verbrauchsärmer können Autos weiter

durch Wassereinspritzung in den Motor oder durch Getriebe mit mehr Gängen werden. Ein beträchtliches Sparpotenzial sehen Autobauer zudem bei einem 48-Volt-Bordnetz: Moderne Fahrzeuge benötigen wegen der vielen elektrischen Anwendungen – von der Servolenkung über die Klimaanlage bis zur automatischen Sitzverstellung – immer mehr Strom. Verglichen mit der herkömmlichen 12-Volt-Versorgung, vermag eine höhere Spannung für die Anwendungen die Effizienz eines Benzin- oder Dieselmotors um bis zu 10 Prozent zu erhöhen.

Nebst rein technischen Innovationen kann auch die Verwendung eines anderen Treibstoffes weniger Umweltbelastung bedeuten. Insbesondere entstehen bei der Verbrennung von Erdgas (bei gleicher Energiefreisetzung) rund 50 Prozent weniger CO₂ als bei der Verbrennung von Benzin und Diesel. Allerdings sind

Die Situation im Autobau ist vergleichbar mit jener in der Stromwirtschaft.

reine Erdgasmotoren weniger leistungsfähig, da die Verbrennung wegen natürlicher Gegebenheiten weniger effizient ist. Doch es gibt Lösungen dafür. Die ETH Zürich zum Beispiel hat einen Erdgas-Diesel-Motor entwickelt. Bei diesem wird zusätzlich zum Gas eine kleine Menge Diesel in den Zylinder gespritzt, was für einen ähnlich hohen Wirkungsgrad sorgt wie bei einem reinen Dieselmotor. 2014 hat die ETH für diese Entwicklung den Energiepreis Watt d'Or des Bundes bekommen.

Die Situation im Autobau ist vergleichbar mit der in der Stromwirtschaft: Dort liegt das grösste Potenzial für eine Verringerung des CO₂-Ausstosses nicht darin, Windkraft- und Solaranlagen zu fördern, die sowieso nie die Grundlast tragen können. Viel mehr lässt sich durch Neuerungen innerhalb der fossilen Erzeugung gewinnen: den Ersatz alter Kohlekraftwerke durch effizientere Anlagen und den Wechsel von Kohlekraftwerken zu Gaskraftwerken. Doch wie im Kraftwerksbereich gelten fossile Brennstoffe auch im Autobau in weiten Kreisen als grundsätzlich schlecht. Entsprechend tauchen politische Forderungen nach einem Verbot von Verbrennungsmotoren auf – namentlich in Deutschland. Dort machte Bundesumweltministerin Barbara Hendricks (SPD) den Vorschlag, ab 2025 bei den Neufahrzeugen nur noch Elektromobile zuzulassen. Ähnliche Pläne gibt es in Norwegen, Österreich und in den Niederlanden. Ja selbst der indische Umweltminister Piyush Goyal sprach davon, ab 2030 in seinem Land nur noch Elektrofahrzeuge neu in Betrieb zu nehmen. Angesichts der lückenhaften elektrischen Versorgung in Indien muss man von einem politischen Hirn-gespinnst reden. *Alex Reichmuth*

Mein Auto im Netz

Der motorisierte Privatverkehr ist längst nicht mehr so privat, wie viele meinen. Moderne Autos erzeugen stündlich zahllose Daten zu Technik, Strecke und Fahrweise. Wem gehören diese? Von Beat Gygi

Das Auto ist ein Fortbewegungsmittel, zunehmend aber auch ein Datensammler. In einem modernen Mittelklassewagen sind Hunderte von Sensoren und kleinen Regelsystemen an der Arbeit, um den Betrieb des Fahrzeugs zu überwachen, zu verbessern oder notfalls zu unterbrechen. Zahllose elektronische Bedienstete sitzen unter der Motorhaube und im Innenraum, beobachten Vorgänge, Füllstände, Druck oder Temperatur und führen eifrig Protokoll darüber.

Was weiss der Scheibenwischer?

Zudem steht das «vernetzte Auto» in Verbindung mit Hersteller und Verkehrssystemen – die Frage liegt auf der Hand, was mit diesen Protokollen passiert, wohin diese gelangen sollen, wer sie auswerten darf, ja, wem überhaupt die vom Auto erzeugten Daten gehören. Kann ein Versicherer Auskunft über die Fahrweise erhalten? Oder wer darf die Informationen des Scheibenwischers an ein Meteorunternehmen verkaufen?

Es gibt unglaublich viele Informationen, die auf Autofahrten anfallen. Knapp ein Jahr ist es her, dass der deutsche Automobilverband ADAC und der Schweizer TCS dem Publikum aufsehenerregende Einblicke in die Datenströme gegeben haben. Die Tester nahmen einen BMW 320d, einen BMW i3 (Elektroauto), einen Mercedes der B-Klasse und einen Renault Zoe

Gesammelt werden Informationen über den Fahrstil und das Verhalten des Fahrers.

(Elektroauto) unter die Lupe, um zu schauen, welche Informationen in den Fahrzeugen gesammelt und wohin übermittelt werden. Neben vielen technischen Daten etwa über Zustand, Arbeitsweise und allfällige Fehler von Motor, Getriebe, Bremsen, Rädern und Elektronik wurden in den Autos auch zahlreiche Nutzerdaten gesammelt. Dies sind Informationen über den Fahrstil und das Verhalten des Fahrers etwa beim Beschleunigen und Bremsen, sogar Hinweise zu den gewählten Automatikprogrammen, zu Motorendrehzahl-Spitzen oder zur Aktivierung des Gurtstraffers waren dabei. Registriert wurden auch geografische Daten des Navigationssystems, bisweilen sogar Telefonkontakte, die abgespielte Musik, die Abstellpositionen des Fahrzeugs oder wechselnde Fahrersitzeinstellungen.



Datenschleuder: selbstfahrendes Google-Auto.

«Die Daten meines Autos gehören mir», wird sich da manch einer sagen. Der Zürcher Rechtsanwalt Gianni Fröhlich-Bleuler hat jedoch dieser Tage im *Jusletter* dargelegt, dass ein Eigentum an Sachdaten im Schweizer Recht nicht existiere. Wie er in nebenstehendem Interview ausführt, können Autohalter allerdings bei personenbezogenen Daten via Datenschutzgesetz Einfluss nehmen. Und bei Daten, die nicht unter das Datenschutzgesetz fielen, könne man sich auch fragen, ob und wie weit bestimmte Rechte zum Ausschliessen der Datennutzung oder Ansprüche auf Datenzugang sinnvoll seien. Das sei aber weniger eine juristische als vielmehr eine politische oder ökonomische Frage.

Der eidgenössische Datenschutzbeauftragte Adrian Lobsiger hat in der Sendung «Kassensturz» kürzlich gefordert, dass Autohersteller klar ersichtlich machen müssten, welche Daten vom Fahrzeug erhoben werden und welche an den Hersteller gelangen und wie diese weiterverarbeitet werden. In Deutschland gibt es eine gemeinsame Erklärung der Datenschutzbehörden des Bundes und der Länder sowie des Verbands der Autoindustrie zu «datenschutzrechtlichen Aspekten bei der Nutzung vernetzter und nicht vernetzter Fahrzeuge». In der Schweiz fehlt eine solche Regelung.

Justiz

«Gewisser Schutz»

Gianni Fröhlich-Bleuler über das Recht an den Daten des eigenen Autos.

Herr Fröhlich, moderne Autos erzeugen immer mehr Daten. Wer ist Eigentümer dieser Daten?

Ein Eigentum an Daten gibt es nach Schweizer Recht grundsätzlich nicht. Eigentum gibt es nur an Sachen. Daten sind keine Sachen, deshalb gibt es auch keinen eigentumsrechtlichen Schutz der Daten.

Dann kann ich als Autofahrer nicht darauf beharren, dass die durch meinen Wagen produzierten Daten mir gehören?

Bei Sachdaten ist das so. Bei Personendaten gibt es einen gewissen Schutz, indem das Datenschutzgesetz für das Verarbeiten Beschränkungen vorsieht. Bei Daten, die der Person zugeordnet werden können, haben Sie also die Möglichkeit, deren Verarbeitung zu steuern oder zu verhindern. Allerdings werden die Autohersteller sicherstellen, dass Sie ihnen über Verträge die Einwilligung zur Verarbeitung der entsprechenden Personendaten geben.

Ist das vergleichbar mit der Computernutzung, wo durch ein Akzeptieren der Allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) die Einwilligung zur Verarbeitung der persönlichen Daten gegeben wird?

Grundsätzlich ist es die gleiche Situation. Man unterscheidet im Datenschutzgesetz, ob mit den Daten Persönlichkeitsprofile erstellt werden können oder nicht. Wenn zum Beispiel regelmässig Aufzeichnungen der Fahrt erfolgen und diese Streckendaten dem Fahrer zugeordnet werden können, ist ein Persönlichkeitsprofil erstellbar. Dann gibt es zusätzliche Bestimmungen zur Zustimmungspflicht, und eine ausdrückliche Einwilligung ist notwendig.

Und wenn der Autohersteller verspricht, er anonymisiere die Daten? Kann er dann über alle Informationen verfügen?

Grundsätzlich sind Daten dann keine Personendaten mehr, wenn sie anonymisiert sind; sie fallen auch nicht mehr unter das Datenschutzgesetz. Dann kann letztlich derjenige über die Daten verfügen, der sie faktisch in der Hand hat.

Gianni Fröhlich-Bleuler ist selbständiger Rechtsanwalt in Zürich.

Die Fragen stellte Beat Gygi.



Röhren mit den Platzhirschen: Alfa Romeo Stelvio.

Neuheiten

Flaggschiffe der Landstrasse

Mit über 150 Premieren ist das Modelljahr 2017 so vielfältig wie nur wenige vor ihm. Die *Weltwoche* präsentiert fünf attraktive Neuerscheinungen.

Alfa Romeo Stelvio: Die Wiedergeburt

Vor einem Jahr erschien unter dem Namen «Giulia» die neue Limousine von Alfa Romeo. Nun haben die Italiener mit dem «Stelvio» den jüngeren, doch grösseren Bruder vorgestellt und luden zum zweitägigen Testfahren nach St. Moritz. Der Schweizer Nobelskiort liegt in der Nähe der italienischen Grenze, wo sich auch das Stilfser Joch befindet. Auf Italienisch: Passo dello Stelvio. Es ist der höchstgelegene asphaltierte Pass Italiens, und mit dem gleichnamigen Modell will Alfa Romeo nun ebenfalls hoch hinaus.

Der Stelvio ist rund zwanzig Zentimeter höher und vier Zentimeter länger als die Giulia, wobei vor allem der vergleichsweise grosse *scudetto* (Lufteinlass) auffällt. «Giorgio» heisst das Projekt, unter welchem Namen die Giulia und der Stelvio gemeinsam entwickelt wurden. Ausser Konzernchef Sergio Marchionne wissen nur ganz wenige, woher der Name Giorgio stammt, und es wird eisern darüber geschwiegen.

Klebt auf der Strasse

Nach ungefähr dreijähriger Entwicklungszeit trumpft der erste SUV der Marke in der Frische eines jugendlichen Herausforderers gegen-

über den etablierten Platzhirschen der Sparte auf. Äusserlich wirkt er sportlich-elegant. Wenn man die elektrische Heckklappe öffnet, beträgt das Ladevolumen 525 Liter. Der Innenraum ist mit markanten horizontalen Linien gestaltet, die Verarbeitung fühlt sich hochwertig und edel an. Nebst den üblichen elektronischen Fahrhilfen bietet der Stelvio standardmässig eine Rückfahrkamera. Die sehr bequemen ledernen Sitze bieten guten seitlichen Halt, was in höheren Kurventempi auch nötig ist. Denn der 280-PS-Benziner mit 2,2 Liter Hubraum spurtet in nur 5,7 Sekunden von null auf 100 km/h und erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von 230 km/h.

Den Sound des Turbobenziners hört man ab höheren Drehzahlen gern, denn er unterstreicht die sportlichen Akzente des Stelvio. Dank dem Link-System von Alfa, der neuentwickelten Fahrwerksfeder-Kombination, scheint der Stelvio förmlich auf der Strasse zu kleben. Es wirkt, als ob er die kurvenreiche Bergstrasse nach Livigno geradezu schlucken wollte. Der Motor ist sehr drehfreudig, und wenn man die Klaviatur der 8-Stufen-Automatik rauf- und runterwippt, wird es nicht nur dem Alfista warm ums Herz. Die Lenkung ist dermassen direkt, dass es eine wahre Freude bereitet, den Berninapass hinaufzufahren, nachdem wir Livigno hinter uns gelassen haben.

Wie es typisch für einen 4x4 ist, kann man die Kurve etwas früher anbremsen, um dann ab Kurvenmitte mit Vollgas die nächste anzu- steuern. Obwohl der Stelvio ein SUV ist, fährt er sich wie eine Berlina, also eine Limousine, denn die Lastwechsel beherrscht er problemlos. Es braucht sehr viel, bis man den Stelvio ins Übersteuern bringt. Die neuentwickelte Bremsanlage funktioniert tadellos, wie man es von früheren Alfas kennt. Sollte man tatsächlich einmal aus diesem Wundergefährt aussteigen wollen, bremst es von 100 km/h bis zum Stillstand auf gerade mal 37 Metern – ein Spitzenwert, wenn man bedenkt, dass der Stelvio über anderthalb Tonnen auf die Waage bringt. Der Preis für die «First Edition» wird mit 64 900 Franken angegeben. Für diesen Betrag erhält man sehr viele *emozioni*. *Gabriel Lotti*
Leistung: 280 PS/206 kW, Hubraum: 1995 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 230 km/h
Preis: ab Fr. 57 950.–

Lexus LC 500: «Takumi» sagt der Japaner

In einem kanarienvogelgelben Lexus LC 500 haben wir vor einigen Monaten die ersten Kilometer im neuen Coupé aus Japan zurückgelegt. Es war in Andalusien, die Sonne schien in diesem warmen, goldenen Herbstlicht und der LC wirkte auf den Landstrassen, gesäumt von Olivenbäumen und Schwarzfusschweinen, ebenso auffällig wie elegant. Genau das ist seine Bestimmung – der LC soll alles sein, ausser gewöhnlich. Er hebt sich vom (europäischen) Design-Einheitsbrei wohltuend ab. Angefangen beim mächtigen, aggressiven Kühlergrill über die tief hinuntergezogenen Frontblinker, die versenkbaren Türgriffe, die weit ausgestellten hinteren Radkästen bis schliesslich zum kantigen Heck mit den dreidimensional wirkenden Leuchten, die – schaut man genau hin – auch nach innen einen dreidimensionalen Effekt erzielen. Ein optischer Trick, der mit Spiegeln erreicht wird. Mit ebenso viel Liebe zum Detail ist der Innenraum gestaltet: Viel Leder, Alcantara und andere Materialien zeigen die hohe handwerklichen Qualität dieses Autos. Die Japaner sagen übrigens «Takumi» dazu.

Gentleman's car

Es gibt den neuen Lexus, der von der Aufbruchsstimmung der Marke zeugt, ab kommemdem Juni in zwei Varianten: als LC 500 mit V8-Saugmotor oder als Hybridvariante mit V6-Benziner und zwei Elektromotoren. Während das Hybridmodell natürlich in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit ist, ist der 5-Liter-Benzinmotor fast schon ein Anachronismus. Es ist erfrischend mutig und frech, in Zeiten des Downsizing-Dogmas einen klassischen, hubraumstarken Saugmotor in ein Sportcoupé einzubauen. Das Aggregat klingt wunderbar und hat Kraft, wobei sich diese

nicht explosionsartig, sondern typengerecht souverän entfaltet und an ein neuentwickeltes Getriebe mit zehn (!) Gängen gekoppelt ist.

Der LC ist ein Gran Turismo – ein Auto für die lange, dynamische Reise – und kein reinrassiger Sportwagen. Das macht ihn universell einsetzbar, er bietet für entspannte Ausfahrten auf andalusischen wie selbstverständlich auch Schweizer Landstrassen ausreichend Kraft und Komfort. Wir haben zwar mit dem LC 500 auch ein paar schnellere Runden auf einer Rennstrecke gedreht. Aber das ist nicht seine Bestimmung. Bei aller gestalterischen Extrovertiertheit, der neue Lexus ist ein *gentleman's car*, das Auto für den Fahrer (und natürlich die Fahrerin), der (oder die) sich mit «Takumi» vom Durchschnitt abheben möchte.

David Schnapp

Leistung: 477 PS/351 kW, Hubraum: 4969 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 270 km/h
Preis: ab ca. Fr. 120 000.–

Range Rover Velar: Neue Begehrlichkeiten

London ist an diesem Mittwoch Anfang März ins übliche königliche Nebelgrau gehüllt, aber im Hyde Park blühen immerhin schon in aller Buntheit Krokusse und Narzissen – ein neuer Frühling kündigt sich an. Das ist eine fast schon plakative Symbolik für ein Ereignis, das zwar den Lauf der Welt nicht grundlegend ändern wird, aber für Freunde des (britischen) Automobils doch ein freudiger Tag ist.

Velar vom lateinischen «velare» (verhüllen) heisst das Ereignis und ist ein neuer Range Rover. Die vierte Baureihe nach dem grossen Range Rover, den mittelgrossen Sportmodellen und dem Defender – der Ikone, die in absehbarer Zukunft neu lanciert werden wird. Gerry McGovern, der Designchef von Land Rover, spricht bei der Präsentation im London Design Museum von «über 60 Jahren Abenteuer», für das seine Marke stehe. Und während Bilder von historischen Discovery-Modellen bei Ausfahrten im Dschungel eingeblendet werden oder von der Queen und dem Prinzgemahl, die, in einem offenen Range Rover stehend, am Volk vorbeiparadieren, geht es Director McGovern um den Begriff des Luxus. Denn nichts anderes sei ein Auto wie der Velar: «Nichts, was man braucht, sondern etwas, was man begehrt.»

Den ersten Velar gab es schon 1969, einer der Prototypen für den Ur-Range-Rover hiess so; der Name wurde aus den Buchstaben von Land Rover gebastelt, deren Bedeutung habe man erst später nachgeschaut, erzählt McGovern. Und wenn es nicht wahr ist, ist es wenigstens gut erfunden. Der Velar, der im Sommer 2017 auf den Markt kommt, ist der äusseren Er-

scheinung nach weit entfernt von der Kastenform des ersten Range Rovers, aber dennoch sofort als sein Nachkomme erkennbar. «Transformation» sei das grosse Thema der letzten Jahre gewesen, sagt Gerry McGovern. Ausgehend vom Kompakt-SUV Evoque wurde eine neue Designsprache entwickelt, und der Velar ist die gelungene Quintessenz daraus: Elegant und klar sind die Linien – ein Auto für Leute, die Wert auf Gestaltung legen.

Türgriffe aus Eis

Das Gewöhnliche zu designen, sei nicht besonders anspruchsvoll, etwas Besonderes zu schaffen, sei hingegen ziemlich schwierig, so McGovern. Bezogen auf das neueste Werk aus seinem Zuständigkeitsbereich, verwendet er Ausdrücke wie «zeitlose Schönheit» oder «Theaterstück», und tatsächlich ist der Velar viel mehr als seine älteren Brüder ein Auto, das zwar offensichtlich zur Familie gehört, aber doch sehr eigenständig wirkt. Die Silhouette mit dem schmalen Fensterband, dem kurzen Überhang vorne, dem längeren hinten sowie der weit in einen Dachspoiler gezogenen Kopflinie, macht den nicht besonders hoch ge-



Alles ausser gewöhnlich: Lexus LC 500.



Zeitlose Schönheit: Range Rover Velar.

bauten Velar zweifellos zu einer Schönheit im weltweit wachsenden Ensemble der SUVs.

Aber der Velar ist nicht bloss ein nettes Designobjekt, das Begehrlichkeiten weckt. Gestalter und Ingenieure hätten so eng wie nie zusammengearbeitet, versichern die Land-Rover-Verantwortlichen. Viel Mühe hat man sich etwa bei den elektronisch versenkbaren Türgriffen gemacht, die durch den verminder-

ten Luftwiderstand einen praktischen Nutzen haben und gleichzeitig zur Eleganz beitragen. Damit sie auch bei minus 20 Grad – den üblichen Temperaturen russischer Winter, so hiess es – funktionieren, wurden sie in einer Kältekammer mit mehreren Schichten Eis überzogen, um sicherzustellen, dass dies ihre Funktionsfähigkeit nicht herabsetzt. Laser-Fernlicht, das 550 Meter Strasse ausleuchten kann, oder das legendäre Land-Rover-Allradsystem, das nun seine Kraft in Millisekunden an einzelne Räder verteilen kann, sind weitere Vorzüge der Technik, die das neue Modell bietet.

Die Symbiose aus Form und Funktion setzt sich im Innenraum fort, wo ein komplett neues Bedienkonzept auffällt, bei dem Tasten, Regler und Schalter fast vollständig überflüssig gemacht wurden. Ein grosser, ausfahrbarer Bildschirm auf dem Armaturenräger sowie ein zweiter Bildschirm, der in die schwarzglänzende Mittelkonsole eingelassen ist, steuern per Berührung alle Funktionen. Dabei muss man sich nicht durch Menüs und Symbole quälen – jedenfalls nicht so oft –, bei Land Rover verspricht man «intelligente Technik». So leuchtet die berührungsempfindliche Taste am Lenkrad grün, um ein Telefongespräch zu beginnen, und wechselt auf Rot, um es wieder zu beenden. Einfachheit, Raffinement und Perfektion sind die Themen.

Insgesamt sieht das Interieur mehr aus wie eine Sofalandschaft, die um einem modernen Flachbildfernseher gruppiert ist, als wie ein Auto, mit dem man zur Not auch durch Gewässer (65 Zentimeter Wassertiefe) fahren könnte. Das liegt auch daran, dass bei der Materialisierung neue Wege begangen werden. Neben dem üblichen weichen Leder sind erstmals bei einem Range Rover hochmoderne Textilmaterialien für die Sitze erhältlich. Sie wirken ausgesprochen wohnlich. Ergänzt werden sie durch so gegensätzliche Stoffe wie offenes Holz, Klavierlack oder Carbon.

Am Abend dann ist London immer noch in eine graue Wolken-Nebelschicht gehüllt, aber vom Velar wird nun im Design Museum die Hülle, die ihn bisher vor Blicken schützte, endlich abgenommen. Und wie er nun als Erscheinung aus Aluminium und Lack vor einem steht – 4,8 Meter lang, bloss 1,6 Meter hoch –, ist er tatsächlich ein Ereignis. Ein neuer Star unter den Geländewagen

könnte der Velar auf jeden Fall werden. Weil er genau das auslöst, was nach der Definition von Land-Rover-Designchef McGovern Luxusobjekte auslösen müssen: das Begehren, sie zu besitzen. David Schnapp

Drei Dieselmotoren mit 180 bis 300 PS
drei Turbo-Benziner mit 250 bis 380 PS
alle Modelle mit Allrad und 8-Gang-Automatik
Ab Fr. 63 500.–

Seat Leon Cupra: Familientaugliches Rennauto

Vielleicht hätte der Astrophysiker Stephen Hawking sein populärstes Buch nach einer Testfahrt mit dem neuen Seat Leon Cupra nochmals überarbeiten müssen. Es versetzt einen in kindliches Staunen, wie das gründlich überarbeitete, brandneue Seat-Leon-Cupra-Modell seine Qualitäten als volumenreiche Familienkutsche mit ungewohnter Stärke und Sportlichkeit verbindet, als ob es die geltenden Gesetze von Masse, Geschwindigkeit und Zeit einfach nicht geben würde.

Die Cupra-Reihe hat immer schon auf Sportlichkeit gesetzt, leitet sich doch die Bezeichnung von «Cup Racing» ab. Man sieht dem Update die sportliche Linie auch äusserlich an. Ein absolut zeitloses Design, bei dem vor allem der gegenüber seinem Vorgängermodell grössere Lufteinlass vorne auffällt. Die Voll-LED-Frontscheinwerfer sind ebenfalls neu, und die Blinker wurden in die Tagfahrleuchten integriert. Die Nebelscheinwerfer enthalten ebenso LEDs wie die hinteren Blinkleuchten, die grösser geworden sind. Auch das Interieur hinterlässt einen gepflegten Eindruck. Die Instrumente wirken aufgeräumt und sind leicht zu bedienen. Sowohl die Sitze wie auch die Türpaneele sind mit Alcantara bezogen und weisen Details aus Karbonfasern auf. Die Sportsitze sind ausserdem bemerkenswert bequem und geben guten seitlichen Halt.

Sportler mit Bodenhaftung

Der neue Seat Leon Cupra wartet in der Kombiversion neu mit einem Allradantrieb auf. Das bekommt ihm gut, denn wenn man sich im sportlichen Fahrmodus befindet, ist der Allradantrieb vor allem beim Kurvenausgang sehr hilfreich, um dem Wagen Bodenhaftung zu verleihen. Es ist verblüffend, wie gut der Leon Cupra die hohen Kurventempi meistert, und man blickt nach jeder Richtungsänderung herausfordernd zum imaginierten Hawking auf dem Beifahrersitz. Die Motorleistung mit 300 PS verfügt über genug Kraftreserven, man kann sie ohne weiteres bis zum Drehzahlbegrenzer auskosten. Für den Sprint von 0 auf 100 km/h benötigt er gerade mal 4,9 Sekunden, was so manchen reinrassigen Sportler alt aussehen lässt. Über die Wippschaltung kann man selber entscheiden, wann geschaltet werden soll, und beim Runterschalten gibt der neue Leon Cupra ein gut hörbares Zwischengas, was das Sportliche noch mehr unterstreicht.

Mit dem Zweiliter-Turbomotor und den 380 Nm kann man es selbstverständlich auch gemächlich angehen, was sich in einem mässigen Durchschnittsverbrauch von 7,2 Litern auf 100

Kilometer niederschlägt. Junge, sportliche Familienväter – unverkennbar die Zielgruppe – können mit einem Kofferraumvolumen von 587 Litern sorgenfrei ihre Familienausflüge planen oder materialintensiven Hobbys nachgehen. Legt man die hinteren Sitze um, beträgt das Volumen sogar eindrucksvolle 1470 Liter.

Wenn man den Motor startet, ist das ESP bereits eingeschaltet, was nicht nur ein gutes Fahrgefühl vermittelt, sondern auch das Sicherheitsniveau erhöht. Der Leon Cupra verfügt über verschiedene Hilfen wie «Lane Assist» und «Traffic Sign Recognition».



Wenn der Meeresgott zusticht: Maserati Levante.



Grenzen der Physik: Seat Leon Cupra.

Fazit: Der neue Seat Leon Cupra ist ein familientauglicher Eiltransport, bei dem man die physikalischen Gesetze praxisnah erfahren kann. *Gabriel Lotti*

Leistung: 300 PS/221 kW, Hubraum: 1984 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: ab Fr. 45 550.–

Maserati Levante: Luxusjacht für die Strasse

Vor knapp 103 Jahren gründete der Zündkerzenhersteller Alfieri Maserati in Bologna die S. A. Officine Alfieri Maserati. Daraus entwickelte sich eine der elegantesten Automarken der Welt mit viel Italianità. Jedes Maserati-Modell trägt den Namen eines Windes aus der mediterranen Klimazone, so auch der Levante. Und wie durch einen sanften Wind über der Adria unterstützt, lässt es sich mit dem Levante sehr komfortabel, geräuscharm und mit gesenkten Verbrauchswerten cruisen. Das Getriebe schaltet kaum spürbar. Die wel-

lenartige Linie des SUV sorgt für eine gute Aerodynamik.

Doch wehe, Meeresgott Neptun sticht mit dem Dreizack, dem Maserati-Emblem, zu! Dann werden 430 Pferdestärken aus dem Hause Ferrari losgelassen. Wahre Freude bereitet es, im manuellen Sport-Modus die Kontrolle über diesen Sturm zu haben. Der Sound unterstreicht den V6-Turbobenziner mit 3 Liter Hubraum, als donnere ein reinrassiger Sportwagen daher. Dieser SUV schafft es von 0 auf 100 km/h in nur 5,2 Sekunden – bei einem Leergewicht von über zwei Tonnen. Dank

Q4-Allradantrieb lässt sich der fahrende Neptun mit seinem hochmodernen 8-Gang-Automatikgetriebe von ZF unter Kontrolle halten.

Training für Kapitäne

Je nach Ausstattungsvariante findet man im Interieur viel hochwertiges Leder, und bei Bedarf kann man sich Details wie Türpaneele im Karbonlook anfertigen lassen. Oder man lässt sich die Sportsitze mit Dekorapplikationen aus echter Naturseide aus dem Luxushaus Ermenegildo Zegna (bekannt aus der Herrenmode) verfeinern. In der Mitte der Armaturentafel befindet sich das Nervenzentrum des Levante: das neue Maserati Touch Control Plus (MTC Plus). Mit seinem 8,4-Zoll-Touchscreen-Monitor gewährt das System Zugriff auf alle wichtigen Fahrzeugfunktionen.

Via Active Air Suspension, eine aktive Luftfederung, kann man neben der Normalhöhe fünf weitere Bodenfreihöhen wählen. Für grosse Böschung- und Rampenwinkel wählt man die Variante Off-Road 2, dann hebt sich das Fahrzeug um 40 Millimeter im Ver-

gleich zur Normalhöhe. Fährt man schneller, wird die Höhe um 20 Millimeter gesenkt. Bei noch höherem Tempo senkt sich das Fahrzeug um insgesamt 35 Millimeter, was den Luftwiderstand auf ein Minimum reduziert. Will man die Passagiere leichter ein- oder aussteigen lassen, kann man den Levante gar um ganze 45 Millimeter absenken.

Maserati legt viel Wert auf die Sicherheit. Der SUV bietet das MSP (Maserati Stability Programme) an, das für die Stabilitätskontrolle zuständig ist. Selbstverständlich besitzt der Levante einen Totwinkel- und Spurhalteassistenten sowie ein Auffahrwarnsystem. Für Kapitäne, die trotzdem noch viel Respekt vor dem 430-PS-Schlachtschiff haben, bietet Maserati ein Fahrsicherheitstraining an, bei dem man lernt, den Levante zu bändigen. *Gabriel Lotti*

Leistung: 430 PS/316 kW, Hubraum: 2987 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 264 km/h
Preis: ab Fr. 75 900.–

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20				21		22		
			23		24					25	26			
27		28					29			30			31	32
33					34	35		36				37	38	
				39						40	41			
42	43		44		45					46		47		
48				49				50						
51											52			
	53									54				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Ganz schön pathetische Äusserung
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Macht man zur Entspannung oder für die Spannung. 7 Er schwimmt im Wasser, sie spendet Schatten. 12 Augustus und Tiberius liessen die Stadt erblühen. 15 Womit etwas immer mehr wird. 16 ARE, zum Beispiel, ist ihm untergeordnet. 17 Sorgt mit dafür, dass wir nicht im Dunkeln leben. 18 Orthographisch falsches Teilstück eines Textes. 19 Was Fossilien immer auch sind. 20 Einer, der einen erleichtert, und kaum einer merkt's. 22 Räumlich gesehen zu Adligen passend. 23 Fette Flusswanderer. 25 Passt zu Klotten wie Olten, wenn ein Puck mit im Spiel ist. 27 Flüssig, das kulinarische Erbe der Schweiz. 30 Eine Haut die so zur Essigmutter mutiert. 33 Wo Niederschlag ausbleibt, wird es so. 34 Ob es weise ist, wissen die Götter. 37 Europaweit ein Paradies für viele Handwerker. 39 Mitbegründer der Patientenstelle Zürich. 40 Muss ja nicht immer servus sein. 42 Sie verspricht Lockerung, wissen Bauern. 45 Erhaben die, die das Inka-Reich überlebt haben. 47 Ziemlich hartes Stück, aber auch federleicht. 48 Die Lösung solcher Art sorgt für Sauberkeit und Haltbarkeit. 50 Der of Arts oder Law oder Science etc. 51 Ausser Betrieb setzen - so einfach. 52 Kleines Mädchen, frech aber auch verwirrt. 53 Man könnte es als fein bezeichnen, doch darauf muss man erst kommen. 54 Irgendwie ein Jahr für Französinen.

Senkrecht — 1 Knapp gefasster Dokumentarfilm. 2 Sie fliesst in Norwegen und ist doppelt so lang wie die Thur. 3 Salz der Milchsäure (mit k). 4 Ein Spaten englischer Provenienz. 5 Da schlägt's bei den Schweizern elf. 6 Überspannte Fantasie, wer bei der Vertiefung an eine Dirne denkt. 8 So kann man hören, dass es weh getan hat. 9 Ader- und Regenbogenhaut und Ziliarkörper. 10 Mal präsentiert er sich als Schicht, mal als Aufstrich. 11 Überdross der widerlichen Art. 13 Diener der digitalen Zeit, auch als Aufschläger bekannt. 14 Solch ein Linoleum hat ein mehrfarbiges Muster. 21 Sie fliesst Richtung Lippe. 24 Eine wogende Welle, mitreissend! 26 Haben Menschen und Flaschen gemeinsam. 27 Sie ergeben zusammen ein Comic. 28 Geradezu tierisch-cooler Frackträger. 29 Ein Fuss mal drei und man ist dabei. 31 Poquelin? Berühmt ist der französische Dramatiker unter seinem Künstlernamen. 32 Pariser müssen hinaufschauen, um ihn zu sehen. 35 Keine Frage, die Nachfrage ist bei ihm riesig. 36 Sie eignet sich besonders unter Wasser. 38 Er sorgt mit Sicherheit für Sicherheit. 41 Unterlagen, für den Angeklagten oft unangenehm. 43 Da durch und danach ab in die weite Welt. 44 Der Alt Bundesrat war wenig wie ein hiesiger Flussbarsch. 46 Nur mit der Ruhe, andeutungsweise. 49 Wie 5 senkrecht, doch in Deutschland.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 507

	K			W			T	J	O	S	T			E
P	R	E	T	O	R	I	A		P		E	S	P	E
N	I	X	E	N		B	E	H	A	E	L	T	E	R
E	M	P	A		B	E	H	A	N	D	L	U	N	G
U		O	R	N	I	S		F		F	I	D		O
	F	R	O		E	T	A	T	S	U	N	I	S	
N	A	T	O		L	I	N	D	E		G	E	C	K
	B	I	M	S			G	A	M	E	T		H	
A	R	E		A	D	I	E	U		M	O	E	W	E
M	Y	R	R	H	E		B	E	F	I	N	D	E	N
I		E		L	E	I	E	R		L		O	R	G
S	A	N	D	E	R		N		S	E	M	M	E	L

Waagrecht — 3 TJOST 7 PRETORIA 10 ESPE (wichtige Futterpflanze f. Schmetterlinge) 13 NIXEN 14 BEHAELTER 17 EMPA (Eidg. Materialprüfungs- und Forschungsanstalt, EDI: Eidgen. Dep. d. Innern) 18 BEHANDLUNG 19 ORNIS 20 (per-) FID 21 FRO (-burg) 22 ETATSUNIS (franz. f. United States) 26 NATO 27 LINDE 28 GECK 29 BIMS 31 GAMET 33 ARE 34 ADIEU (wörtl. v. franz. à f. bei und dieu f. Gott) 36 (Die) MOEWE (Komödie von Tschechow) 39 MYRRHE 40 BEFINDEN 41 LEIER 42 ORG 43 SANDER 44 SEMMEL

Senkrecht — 1 KRIM 2 WON (Währung v. Nord- und Südkorea) 3 TIBESTI 4 JAEH 5 SPAN 6 EPEN 7 PNEU 8 EXPORTIEREN 9 TEAROOM 10 ELLINGTON (Duke, sein Spitzname, ist engl. Adelstitel) 11 STUDIE 12 ERGO 15 HAFTDAUER 16 EDFU 18 BIEL 21 FABRE (Farbe) 23 ANGEBEN 24 SEM 25 SCHWERE 30 (Prinz Ermias) SAHLE (-Selassie) 32 EMILE (... oder über die Erziehung: Werk von Rousseau) 33 AMIS (Mais) 35 DEER (engl. f. Rehe, Hirsche) 37 EDOM 38 ENGL (-isch)

Lösungswort — **KNALLEREIEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



DIE CELLINI

Eine Huldigung an die traditionelle Uhrmacherkunst, die zeitlose
Eleganz mit einem Hauch von Moderne verbindet.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



CELLINI TIME

BUCHERER

1888

bucherer.com